

# Kaukasische Post

Erscheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop; hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Golowin-Prospect. № 12, Haus Mdiwani, im Hofe. — Sprechstunde der Redaktion täglich von: 6—7 Abends.

Annahmen von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion; — von Bezugsgeldern außerdem: Schröder, Auffermannsche Niederlage auf dem Sande. — B. Bobyleff am Alexandergarten. — in Baku: Karl Mader und F. Laudenbach, Dittjatkower Papierhandlung. — in Wladifawlas: bei Frau Seidel, Apothekerwarenhandlung. — in Noworossysk: in der Buchhandlung „Dje lo“, Serebrjakowstraße, im Andrejewschen Hause. — in Nikolajewka bei Chassaw-Zurt: Gebr. Töws, Buchhandlung. — in Chassaw-Zurt: L. Holzke. — Anapa: S. Buch. — in Riga: Buchhandlung E. Bruhns.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches mit Ausnahme des Kaukasus, welche dort ansässig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entgegen genommen im Zentralannoncenbureau des Handelshauses L. & C. Mehl & Co. in Moskau, Mjasniktaja, Haus Sitow, und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morskaja 11., Warschau, Krakauer Vorstadt 53, Paris, Place de la Bourse 8., Berlin, Fasanenstraße 72/73.

Nr. 42.

Sonntag, den 1. (14.) April 1907.

1. Jahrgang.

Inhalt: 1. Leitartikel (Eine Deutsche Mittelschule auf dem Lande); 2. Zur Schulfrage in Tiflis (Zuschrift); 3. Politische Rundschau (Inland und Ausland); 4. Nachrichten aus dem Kaukasus; 5. Aus den Kolonien; 6. Landwirtschaft und Gartenbau; 7. Literatur und Kunst; 8. Aus aller Welt; 9. Stimmen aus dem Publikum; 10. Kirchliche Nachrichten. 11. Lustige Ecke.

Diejenigen Abonnenten, deren Bezugszeit am 1. April abläuft, werden um baldige Erneuerung des Abonnements gebeten, damit in der Zustellung keine Unterbrechung eintritt.

## Dr. Leon Ogandschanoff

(spricht auch deutsch).

Spezial-Arzt für Syphilis, Harn-, Blase-, Haut- und venerische Krankheiten.

Sprechst. Vorm. 9—11; Nachm. 6—8. Sprechst. für Damen u. Kinder 11—12. Rabatten-Str. 2. (Ecke des Golowin-Prospekt). 0—31

## KLINIK für Zahn- und Mundkrankheiten

bei der zahnärztlichen Schule

der Doktoren Nestonow und Sifejew.

Tiflis, Michael-Prospect, 126, Ecke der Krylow-Straße.

Empfang der Kranken täglich von 9—3 Uhr, Sonntags von 9—12 Uhr., Konsultation und Zahnziehen 20 Kop., Plomben von 50 Kop. bis 1 Rub. Künstliche Zähne auf Kautschukplatten 1 Rub. pro Zahn. Andere Operationen nach Uebereinkunft. 40—31

## S. Zchwetadse.

Augenarzt, früher Assistent an der Dorpater Universitätsklinik.

Sprechstunden: Vormitt. von 11—1 Uhr, Abends von 4—6 Uhr. Wera, Dlginstaja-Straße Nr. 31. Haus Saradschew. 4—1

## Deutscher Verein in Tiflis.

Sonnabend, den 7. April:

## Grosser Theaterabend mit Gesang.

Weibliche Schildwache

## Rinaldini

eine fünffache Mordgeschichte.

## TANZ.

2—1

Anfang 9 Uhr.

In Nr. 20 unseres Blattes war von einer Deutschen Mittelschule auf dem „Transkaukasischen Zentralschule“, welche in Lande. Alexandersdorf bei Tiflis zu gründen wäre, die Rede. In Nr. 32 haben wir aufs nachdrücklichste die Notwendigkeit der Gründung einer Deutschen Mittelschule überhaupt empfohlen und dabei die Stadt Tiflis als den geeignetsten Ort hierzu in Vorschlag gebracht. Wir gingen dabei von der Voraussetzung aus, daß die hiesige Gemeinde grundsätzlich schon beschlossen habe, die Deutsche Schule zunächst in ein Progymnasium nach dem Typus einer staatlichen Realschule und mit der Zeit in eine Volksschule desselben Typus zu verwandeln und daß die Verwirklichung dieses Beschlusses nur noch von der Lösung der Geldfrage, der allerwichtigsten freilich, abhinge. Nun aber ersehen wir aus der Zuschrift des Herrn Walling in Nr. 41 unseres Blattes, daß innerhalb der tifliser Gemeinde Stimmen gegen eine derartige Umgestaltung oder, besser gesagt,



Ausgestaltung der Deutschen Schule laut geworden sind. Auch haben wir dieser Tage Gelegenheit gehabt, persönlich von mancher Seite Einreden gegen die beabsichtigte Schulreform zu hören, mit denen ernstlich gerechnet werden muß und namentlich zu rechnen sein wird auf der nächsten Gemeindeversammlung, welche sich wieder mit der Schulfrage und speziell mit den Vorschlägen der Finanzkommission zu beschäftigen haben wird. Hierzu kommen noch gewisse Reibungen rein persönlicher Natur, die mit einem Widerstreit der Ansichten garnichts gemein haben. Alles in allem scheint somit die Entscheidung in der Schulfrage hier in Tiflis noch nicht gefallen zu sein. Schließlich ist auch die Möglichkeit der Gründung eines deutschen Kulturvereins ins Auge zu fassen, der vielleicht eigene Schulpläne haben wird, die sich mit den bisher geäußerten Absichten und Ansichten über die Schulfrage im allgemeinen nicht decken werden. Wir meinen also, daß, wenn das Bedürfnis nach einer deutschen Mittelschule bei uns im Kaukasus, oder sei es einstweilen auch nur in Transkaukasien, vorhanden ist, gegenwärtig von nichts anderem die Rede sein kann, als lediglich von eben diesem Bedürfnis. Wie letzteres zu befriedigen sei, das ist eine weitere Frage, vor der wir heute alle noch stehen wie vor einem Rätsel. Jeder ist bestrebt, sie in einem ihm möglichst bequemen Sinne zu lösen. Welches aber die richtigste Ansicht ist, darüber kann der einzelne unmöglich entscheiden. Wir halten dafür, daß eine so verwickelte Frage jetzt, wo der Kulturverein in Sicht ist, nicht eher entschieden werden sollte, als bis dieser ins Leben getreten ist, d. h. ein Zusammenschluß aller deutschen Gemeinden in beiden Teilen des Kaukasus oder auch einstweilen bloß in Transkaukasien stattgefunden hat und wir dann in der Lage sein werden, unsere gemeinsamen Interessen festzustellen und diese nach Maßgabe des allgemeinen Wohls zu fördern. Inzwischen dürfte es aber der Sache nicht schaden, alle Möglichkeiten einer zweckentsprechenden Lösung der Schulfrage in Erwägung zu ziehen. In Anbetracht dessen halten wir es auch für unsere Pflicht, dem obenerwähnten Vorschlag der Gründung einer „Transkaukasischen Zentralschule“ näher zu treten, zumal er durchaus sachlich abgefaßt ist und im großen ganzen auch die eigentlichen Bedürfnisse unserer Kolonien berücksichtigt.

Die Schule soll sich auf dem Lande, nicht aber in der Stadt befinden. Das ist die wichtigste Voraussetzung des Projekts, über die man nicht umhin kann gründlich nachzudenken. Ob die Schule eine Zentralschule sein oder einem anderen Typus entsprechen sollte, darüber ließe sich streiten. Jedenfalls wäre nach Ansicht des Einsenders im Prinzip eine Schule vonnöten, welche den Kolonisten dazu verhelfen würde, ihre Kinder über die Dorfschule hinaus weiter zu bilden, ohne dieselben den gewohnten Verhältnissen zu entfremden. Der Kolonist fürchtet die Stadt. Sein Kind, welches jahraus jahrein in der Stadt leben müßte, so wähnt er, könnte nach Beendigung der Schule am Landleben keinen Gefallen mehr finden, es wäre sozusagen für das Land verloren. Damit wäre aber zugleich auch der Zweck der höheren Ausbildung insofern verfehlt, als das Bildungsniveau der Kolonien durch die Mehrgebildeten keineswegs gehoben würde. Die Kolonistenkinder sollen daher auf dem Lande bleiben, um im späteren Leben ihr erweitertes Wissen auch dem Heimatdorfe zugute kommen zu lassen. Nur dann, meint der Kolonist, hätten die Kolonien einen Vorteil von der höheren

Schule, insofern nämlich der Wohlstand in ihnen durch die größere Zahl von Gebildeten in ihrer Mitte zweifelsohne gefördert würde. Diese Ansicht wird von vielen, wohl den meisten Kolonisten geteilt. Ohne uns mit einer solchen Auffassung von den Gefahren des Stadtlebens für die Schüler und Schülerinnen aus den Kolonien ganz einverstanden zu erklären, können wir doch nicht anders urteilen, als daß, wenn es eine allgemeine Auffassung ist, sie doch nicht übersehen werden dürfte, denn daß alle Kolonisten auf den Kopf gefallen sein sollten, wird wohl kein einseitigvoller Mensch behaupten.

Sehen wir nun von der Zentralschule als von einem bei uns unbekanntem Schultypus ab, und konstatieren vorläufig nur, daß nach Ansicht der überwiegenden Mehrheit der Kolonisten überhaupt eine Mittelschule auf dem Lande zu gründen wäre, und gehen dann weiter. In der „Odeßer Zeitung“ behandelt ein Einsender dieselbe Frage, nur in bezug auf Bessarabien. Liegen die Dinge dort auch nicht genau so wie hier, so paßt doch vieles, was er sagt, nichts destoweniger auch für uns. Die wenigen Kolonistenkinder, so heißt es dort auch, welche eine höhere Bildung genossen haben, seien bisher fast alle für die Kolonien verloren gegangen. Darum sei es Pflicht der Kolonien, dafür zu sorgen, daß sie Gebildete aus dem Kolonistenstande bekämen und diese ihnen auch erhalten blieben. Das könnte aber nur erreicht werden, wenn die Kolonien eine Mittelschule bei sich gründeten. Abgesehen von dem allgemeinen Bedürfnis nach höherer Bildung unserer Zeit, sei nicht zu übersehen, daß die nächste Zukunft auch höhere Anforderungen sowohl an die einzelnen, als auch an unseren ganzen Kolonistenstand stellen wird. Wir brauchen Reichsduma- und Landschaftsabgeordnete. Wir werden voraussichtlich unsere eigenen gewählten Richter und andere Wahlbeamte bekommen. Wir haben keine eigenen Juristen, Agronomen usw. Zu allen diesen Ämtern gehört höhere Bildung, welche die Zentralschule nicht gibt. Vor allen Dingen nimmt diese unsere Knaben zu spät auf, erst mit 14 Jahren. Der Weg zur Weiterbildung wird dadurch manchem versperrt. Das für die Realschule gesetzlich bestimmte Alter ist 10—12 Jahre für die 1. und 11—13 Jahre für die 2. Klasse, usw. Sein Kind aber in diesem Jahre schon in die Stadt zu bringen, dagegen hat mancher Vater starke Bedenken und läßt es lieber zu Hause. Trotzdem befindet sich in den städtischen Mittelschulen des Südens doch eine ganz stattliche Anzahl deutscher Jünglinge—918. In Akkerman allein 38! Können wir auf diese für die Zukunft rechnen? Kaum. Die städtische Umgebung entfremdet sie uns. Wenn ein junger Mensch gerade in der Zeit, da er für alle äußeren Eindrücke am empfänglichsten ist, und da sich Charakter und Weltanschauung am meisten ausbilden, 8—10—14 Jahre in einer seinem Stande fremden Umgebung verbringt, so kann er diesem Stande leicht verloren gehen. Alle Fäden, die ihn mit dem Dorfe verbinden, werden gelöst, und er kehrt nach Beendigung der Hochschule nicht mehr ins Dorf zurück. Verbringt er aber die Zeit, da er die Mittelschule besucht, auf dem Lande, in der Umgebung, aus der er hervorgegangen ist, und für die er vorbereitet wird, so kann ein festes sittliches Fundament in ihm gelegt werden, und die Liebe zur Heimat wird so tiefe Wurzeln in ihm schlagen, daß die 3—4 Jahre, die er dann auf der Hochschule ist, nicht wieder alles austilgen können. Dann die Erziehung überhaupt in unsern heutigen städtischen Mittelschulen! Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man die schauderhaften Dinge liest und



hört, die dort vorgehen. Die zu gründende Mittelschule auf dem Lande sollte dem Typus der Realschule entsprechen, weil die Kolonisten als Bodenarbeiter, Handwerker, Industrielle usw. gerade eine Realbildung nötig haben und nicht etwa eine Gymnasialbildung. Eine Realbildung ist eine solche, welche uns mit den Forderungen der Gegenwart bekannt macht, und die wir im praktischen Leben verwerten können. Das Gymnasium aber legt mehr Gewicht auf die alten Sprachen (Lateinisch und Griechisch) und beschäftigt sich somit mehr mit der Vergangenheit. Es gibt Bücher- und Sprachkenntnisse. Die Realschule ist die Schule der Neuzeit. Sie führt uns der Wirklichkeit, der Arbeit, dem Handeln zu. Sie gibt fachmäßige Vorbildung für den praktischen Beruf. Bemerkenswert ist, daß in Deutschland, besonders in Preußen, die Entstehung und Vermehrung der Realschulen gerade mit dem Aufschwung des nationalen Lebens und der Gründung des neuen Deutschen Reichs zusammenfällt. Preußen z. B. hatte 1875—17 Realschulen, 1885—36, 1895—53, und 1905—158. Wie die Zahl stieg! Ist nicht bei uns eine ähnliche Zeit nationalen Aufschwungs, neuer Arbeit und neuer Anregung, neuer Ansprüche und neuer Forderungen angebrochen? Ferner ist den Abiturienten der Realschule jetzt auch der Zugang zur Universität möglich gemacht. Wir hätten in einer Realschule also das verbindende Glied zwischen unserer Volksschule und der Hochschule. — Die vier unteren Klassen der zu gründenden Realschule sollen den Charakter einer vollständig abgeschlossenen Schulbildung erhalten, also ungefähr das geben, was die Zentralschule bietet. Der Unterricht in den neuern fremden Sprachen könnte mehr in die oberen Klassen verlegt werden, wie das heute in Deutschland in den sogenannten „Reformschulen“ zum Teil schon mit dem Latein geschieht. Das wäre uns umso mehr möglich, als gerade jetzt auch das Bestreben der Regierung dahin geht, den Kursus der Mittelschule in 2 ganz selbständige Abteilungen zu teilen. Wer die vier unteren Klassen absolviert hat, hat seine Ausbildung entweder beendet, oder er bereitet sich in den 3 oberen Klassen für die Hochschule vor. Für solche aber, die sich nach Absolvierung der vier unteren Klassen der Landwirtschaft widmen wollen, könnte sehr leicht der 4. Klasse ein entsprechender landwirtschaftlicher Kursus angehängt werden. Für diejenigen, welche Volksschullehrer werden wollten, wäre eine pädagogische Klasse mit etwa 2-jährigem Kursus gleichfalls der vierten Klasse anzuhängen. Wir müßten also für unsere Realschule ein besonderes Statut und Programm ausarbeiten und sie zu der Kategorie der Privatschulen mit staatlichen Rechten zählen. Wir hätten dann noch den großen Vorteil, daß wir höchstwahrscheinlich die deutsche Unterrichtssprache bekommen würden, was für uns unbedingt nötig, in einer staatlichen Schule aber nie zu erreichen sein wird. Daß wir gezwungen werden könnten, in eine Realschule so zu sagen Krethi und Methi, d. h. uns unliebsame Elemente als Schüler aufzunehmen, ist auch nicht zu befürchten. In den Regeln über die Realschulen heißt es: „In Realschulen, die von einzelnen Ständen oder Privatpersonen unterhalten werden, können auf Wunsch der Gründer der Schule mit Erlaubnis des Ministers der Volksaufklärung Einschränkungen zugelassen werden in bezug auf die Aufnahme von Schülern eines bestimmten Standes oder Bekenntnisses“. Auf die Frage, an welchem Ort die Schule zu gründen wäre, weist der Einsender ganz allgemein darauf hin, daß dieser möglichst bequem zu erreichen, in gesunder Gegend und in

einer sittlich hoch stehenden Siedelung belegen sein und medizinische Hilfe (Arzt und Apotheke) aufweisen müßte.

Der Verfasser des Artikels: „Eine Transkaukasische Zentralschule“ empfiehlt unter Berücksichtigung derselben Bedingungen als Ort die Kolonie Alexandersdorf bei Tiflis. Gegen diesen Vorschlag sind uns gegenüber von ganz unparteiischen Leuten Bedenken nicht unwichtiger Art ausgesprochen worden, wie z. B., daß die Kolonie Alexandersdorf zu nahe bei der Stadt liege, mit der sie ja doch in gar nicht so ferner Zukunft zusammengezogen werden würde; die Stadt sei der Kolonie noch um vieles näher gerückt, seitdem die „Elektrische“ bis hinter Didube geht; dann seien aber auch die hygienischen Verhältnisse dort nicht ganz einwandfrei; es gäbe weder eine Apotheke, geschweige denn einen Arzt; die Alexandersdorfer wären auch nicht darauf vorbereitet, eine größere Zahl von Zöglingen bei sich zu beherbergen, ehe man sich an die Schaffung eines Internats (bei der Schule belegene Schüler-Wohnungen mit Kost, Logis und der erforderlichen Aufsicht) machen könnte; auch sei in Alexandersdorf kein Grundstück für die Schule vorhanden; von einem Schulhaus, das eine so große Anstalt aufnehmen könnte, oder von Mitteln zum Bau eines solchen erst recht nicht zu reden; und schließlich würde doch kein Tifliser seinem Kinde zumuten, täglich in die Kolonie zu laufen oder für dasselbe gar Pension zu zahlen, während es zu Hause zum mindesten ebenso gut gepflegt würde und, wie vorzüglich die Leitung des Internats auch wäre, kein Vater und keine Mutter jemals zum Glauben gebracht werden dürften, daß sie ihr Kind schlechter erziehen würden, als die im Internat angestellten Pädagogen.

Sehen wir aber von der Stadt Tiflis und der Kolonie Alexandersdorf ab, so könnten für die auf dem Lande zu eröffnende Mittelschule nur Helenendorf (15 Werst von der Eisenbahnstation Elisabethpol entfernt) oder Katharinenfeld (25 Werst weit von der Eisenbahnstation Sjandar) in Frage kommen. Beide Kolonien liegen in gesunder Gegend, haben ihre Apotheke und einen Arzt, auch ein Pastorat; beide sind weit und breit als die intelligentesten, am weitesten vorgeschrittenen deutschen Siedelungen in Transkaukasien bekannt; an Lebensmitteln ist hier kein Mangel; für einen verhältnismäßig geringen Preis kann man alles haben, was zum Unterhalt einer Anstalt, mag sie auch noch so zahlreich besucht sein — wir meinen eine Anstalt mit einem Internat, — erforderlich ist; nötigenfalls fänden vereinzelte Zöglinge, welche nicht im Internat zu leben wünschten, auch in den Häusern der Kolonisten, unter denen es hier nicht wenig gut situierte gibt, Aufnahme; und, was auch nicht zu übersehen wäre, das größte Kontingent an Schulkindern stellten, entsprechend ihrer größeren Einwohnerzahl, gerade diese beiden Kolonien. Helenendorf hat noch das eine für sich: der Platz für die Schule wäre ohne weiteres zu beschaffen, ein Gebäude könnte auch in Bälde ausgeführt werden, da man hier, so weit uns bekannt ist, über einen Fond verfügt, der erforderlichen Falls auch mit zur Bestreitung der Baukosten verwandt werden könnte. Und dann wird man hier wahrscheinlich auf einen nicht geringen Beitrag zum Unterhalt der Schule aus den Mitteln der Gemeinde rechnen dürfen, zumal die Kolonie durch die Schule auch materiell nicht wenig gewinnen würde. Schließlich hat Helenendorf bereits eine Fortbildungsschule, welche als Vorläufer der neuzugründenden Mittelschule zu betrachten wäre.

Ob im Falle der Gründung einer solchen Schule in einer der genannten Kolonien eine Verschmelzung mit der am Ort bestehenden Gemeindeschule stattzufinden hätte oder ob an diese zunächst die dritte und vierte Klasse der Mittelschule anzugliedern wäre, aus welcher dann die Vollschule mit der Zeit von selbst hervorgehen würde, ist nebensächlich. Wichtig ist, daß mit der Schaffung einer Mittelschule Ernst gemacht und dieser Vorschlag in dem Kulturverein sofort auf die Tagesordnung gesetzt werde.

Vom Lande kehren wir zur Stadt zurück. Tiflis will seine eigene deutsche Mittelschule haben, und auch wir haben ihr, wie oben schon erwähnt, seinerzeit das Wort geredet. Aber werden wir, wenn wir auf uns allein angewiesen bleiben, weil die Kolonisten ihre Kinder voraussichtlich nicht in die Stadt schicken werden, in stande sein, die Unterhaltungskosten einer Mittelschule zu bestreiten? Ein Zuzug fremdstämmiger Elemente wäre nicht erwünscht, wie Herr—lf in Nr. 35 unseres Blattes ganz richtig bemerkt, unser sind aber zu wenig. Wäre es da nicht angebrachter, wenn wir unsere Kinder nach Helenendorf oder Katharinenfeld schicken wollten, natürlich nur unter der Voraussetzung, daß die Anstalt dort allen unseren Wünschen entspräche, welche wir in bezug auf eine Deutsche Mittelschule hegen und daß der Unterhalt der Zöglinge im Internat nicht zu teuer zu stehen käme?

Wir wiederholen nochmals, was wir im Anfang gesagt haben: wir wollen uns vorderhand für kein bestimmtes Schulprojekt, weder für ein lokales, noch für ein alle Kolonien umfassendes, festlegen. Wir wollen nur zu weiterem Nachdenken über die Schulfrage angeregt haben, von der wir nach wie vor behaupten, daß sie zu wichtig ist, um nur im eigenen Hause verhandelt zu werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich auch die Herren Pastoren und Lehrer zu obigen Erwägungen rechtzeitig äußerten, um so den Arbeiten des zukünftigen Kulturvereins auf dem Gebiete der Schule Vorschub zu leisten. Die Spalten der „Kauk. Post“ sind, wir können es nicht genug wiederholen, für jedermann geöffnet, der zur Aufklärung seiner Stammesgenossen in der Schulfrage, wie auch in anderen Bildungs- und Wirtschaftsfragen, beizutragen wünscht. **A. F.**

**Zur Schulfrage in Tiflis.** (Zuschrift). In der Zuschrift in Nr. 41 der „Kaukasischen Post“ erläutert Herr A. Walling, daß von der Kommission zur Umgestaltung der tifliser deutschen Petri-Pauli-Schule die Erziehung der Mädchen keineswegs aus dem Auge gelassen worden sei und letztere im Berichte nur deshalb keine besondere Erwähnung gefunden habe, weil das Verbleiben der Mädchen in der neuprojektirten Schule von den Mitgliedern der Kommission als selbstverständlich vorausgesetzt worden sei; die Ausführung von „Handarbeiten“ als Fach im Stundenplane weise darauf hin, usw. Diese Erläuterung muß ja mit besonderer Befriedigung gelesen werden, weil sie die sittliche Erziehung der Knaben und Mädchen durch gemeinsame Schulung als im Entwürfe vorgesehen betont. Allein, der Hinweis auf Handarbeiten im Stundenplane bezeugt noch nicht, daß Mädchen in der Schule vorhanden sein müssen, da es bekanntlich auch Schulen für Knaben gibt, in denen Handarbeit als Mittel zur Ausbildung der Sinne und der Muskel ein beständiges Fach bildet.

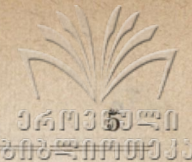
Wie dem jedoch auch sei, die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts in den Lehrplan der projektirten Schule, auch

für Knaben, wäre für die untersten Klassen mit Freuden zu begrüßen. Ein solcher würde, außer der Ausbildung der Sinne und Muskeln auch noch den Abscheu vor dem Handwerk bezwingen, dessen die Zuschrift in Spalte 3 erwähnt.

In den Spalten 3 u. 4 der gen. Zuschrift verwendet sich Herr Walling für die Armen und weist auf den Entwurf hin, der bis 20% Freischüler vorgesehen hat. Gewiß, dem Armen muß geholfen werden. Jedem Menschen, gleichviel welchen Standes er wäre und in welchen Verhältnissen er lebte, sollte es ermöglicht werden, seine Fähigkeiten so auszubilden, daß sie ihm und seinem Mitmenschen den größtmöglichen Nutzen brächten. Darum ist auch in Staaten mit obligatorischem Elementarunterrichte letzterer unentgeltlich, und dem entsprechend sollte die Gemeinde, resp. ihr offizieller Repräsentant, der Kirchenrat, darauf sinnen, die bestehende deutsche Schule, nach ihrer Reform, in eine für die Kinder der Gemeindeglieder kostenlose Schule zu verwandeln. Auf dieser ersten Stufe treten die Fähigkeiten der Kinder alsbald zu Tage und die unbemittelten, aber begabten Zöglinge könnten in die Vorklassen der Mittelschule übergeführt werden. In der ganzen Mittelschule, also einschließlich der Vorbereitungs-klassen, sollte aber der Unterricht nicht unentgeltlich sein. Es ist ein allbekannter Grundsatz, daß einer Leistung eine entsprechende Gegenleistung gegenüber stehen müsse, und dieser Satz sollte sich in den Gehirnen der Menschen so festsetzen, daß der Anschauung der Boden entzogen würde, nach welcher Leistungen ohne Gegenleistungen ganz normal seien, (was man zurzeit „Expropriation“ nennt; frühere Zeiten hatten dafür schärfere Bezeichnungen). Den Weg zur Beschaffung der Gegenleistung weist Herr Walling in Spalte 4, wo er der Stiftungen und Stipendien für arme Kinder erwähnt. In den Kirchenschulen Petersburgs genießen nur die Kinder der bei der Schule Angestellten freien Unterricht. Diese Leistung der Schule ist als eine Naturalleistung anzusehen; für die unvermögenden Zöglinge übernimmt der Stipendienverein die Gegenleistung. So kommt die Schule auf ihre Kosten und der Stipendiat, der selbstverständlich vorher auf seine Qualifikation geprüft worden ist, hat das Bewußtsein, daß es seine Fähigkeiten sind, denen er das Stipendium zu verdanken hat und nicht einer unverdienten so genannten Wohlthat, die stets bitter und beschämend ist. Der Stipendiat verliert nichts in den Augen seiner Mitschüler, denn seine anerkannte Persönlichkeit ist es, die seine Mitschüler zwingt, ihn zu schätzen und kein gehirnleerer Sprößling von Eltern mit vollem Geldbeutel wagt es ihm zu sagen: „Dein Vater ist solch' ein Lump, daß er nicht einmal das Schulgeld für dich bezahlen kann!“ Das Vorhandensein eines Stipendienvereines würde es ebenfalls unmöglich machen, daß Eltern, die das Schulgeld erschwingen können, die Zahlung derselben der Schule beharrlich vorenthalten und, allen Mahnungen zum Trotz, nicht entrichten.

Die bestehende deutsche Schule hat bekanntlich eine Schülerunterstützungskasse, die mit einem organisierten Stipendienverein verschmolzen werden könnte.

Endlich erweist es sich auf Spalte 5 der Zuschrift in Nr. 41, daß die erwartungsmäßige Anzahl der Schulbesucher in Nr. 35 nicht richtig bestimmt worden ist. Aus den Daten in den Spalten 2 und 5 scheint zu folgen, daß diese Zahl größer ist, als die in Nr. 35 der „Kauk. Post“ angegebene, was als



ein sehr erfreulicher Umstand bezeichnet werden muß. Es wäre nun sehr wünschenswert, daß jemand, dem die betreffenden Angaben zugänglich sind, die erwartungsmäßige Zahl der künftigen Schulbesucher festsetzen möchte, welche in Fragen der Finanzierung der projektierten Schule von hervorragender Bedeutung ist \*).

—If.

## Politische Rundschau.

### Inland.

In der Sitzung der Reichsduma am 19. März wurden zunächst die Wahlen in die Kommission zur Abschaffung der Standgerichte verlesen und dann die Verhandlungen über die Agrarfrage begonnen. Die erste Rede, welche von großer Belesenheit zeugte, hielt der rechte Abgeordnete Fürst Swjatopolk-Mirski; aber sie fand nur wenig Anklang. Sodann sprach mit lauter, schallender Stimme der Vertreter der Arbeitsgruppe Karawajew mit heftigen Ausfällen gegen die Regierung und die Rechten unter Zuhilfenahme eines ganzen Arsenal's von Ziffern. Seine Rede war sehr trocken, erntete aber dennoch reichen Beifall bei den Linken. Noch aufgebracht über die Regierung äußert sich der nächste Redner, der Vertreter der Sozialdemokraten, Zereteli. Seine Stimme klingt auch laut; er spricht aber langsam, ohne sich unnützlich zu erregen. Er verlangt die Entäußerung des Landes ohne Auskauf und droht für den Fall, daß sie nicht gutwillig zugelassen würde, mit der Gewalt des Volkswillens! Im Namen der Partei der Volksfreiheit („Kadetten“) spricht darauf der frühere Landwirtschaftsminister Ruttler. Seine Rede ist sehr lang, aber recht sachlich. Das Land unter alle zu verteilen, die es zu eigener Bewirtschaftung haben wollen, sei undurchführbar, meint er, und schließt mit den Worten: „Wir wissen, daß eine absolute Gleichheit nicht zu verwirklichen ist, und halten uns im Rahmen der Möglichkeiten“. Die Rede wird seitens des Zentrums und der Linken mit großem Beifall aufgenommen. Der polnische Abgeordnete Dmowski verlangt die örtliche Autonomie, ohne welche über die Agrarfrage zu debattieren fruchtlos sei. Nach einer Pause spricht der Rechte Schidlowski. Er lobt die baltischen Gutsbesitzer und beklagt sehr, daß sie in der Duma nicht vertreten seien, weil gerade sie als die Repräsentanten der höchsten Kultur in Rußland zu gelten hätten. Hierauf erteilt der Präsident dem Oberdirigierenden der Hauptverwaltung für Landwirtschaft Fürsten Wassiltschikow das Wort. Der Fürst spricht stockend und blickt ab und zu auf ein Blättchen Papier, das er in den Fingern hält. Ein mangelhafter Redner, bringt er in schwülstigen Sätzen nichts Neues vor. Das Prinzip des Privateigentums werde die Regierung zu verteidigen wissen. Seine Rede wurde außerordentlich kühl aufgenommen, mit eisigem Schweigen; nicht das geringste Beifallklatschen, selbst die Rechte verhielt sich ganz lautlos. Es spricht darauf noch eine Reihe Abgeordneter, bis um 6 Uhr abends die Sitzung abgebrochen wird, nachdem die Duma beschlossen hat, nur einen Tag in der Woche, und zwar den Montag, der Agrarfrage zu widmen. — Die nächsten Sitzungen, am 20., 22. und 23. März, waren dem Reichsbudget gewidmet. Dieses gelangt natürlich später in die Budget-Kommission, von welcher wir schon früher zu sprechen Gelegenheit hatten. Doch ehe diese sich mit der Prüfung desselben zu beschäftigen anfangen, meinte der Finanz-

minister Kokowzew, halte er es für angebracht, dem Hause die Grundzüge der Budget-Vorlage in allgemeinen Umrissen auseinanderzusetzen. Neues brachte auch er nicht vor, genau wie sein Kollege Fürst Wassiltschikow, nur daß alles, was er sagte, vom Standpunkte der Regierung aus—die ihr System der Finanzwirtschaft als ein durch die langjährige Übung erprobtes nicht aufgeben will, ehe sie von den Vorzügen eines andern überzeugt sein werde—Hand und Fuß hatte. Ihm erwiderte der oben bereits erwähnte Exminister Ruttler. Seine Rede gipfelte darin, daß er nachzuweisen suchte, wie wenig Nutzen das „altbewährte“ System im Staatshaushalte bringe und wie dringend eine Änderung in dieser Hinsicht erwünscht sei, wengleich er auch zugeben müsse, daß ein Systemwechsel von heute auf morgen natürlich nicht durchzuführen sei, aber im Prinzip müsse die Notwendigkeit eines solchen doch anerkannt werden. Der kleine Mann sei gezwungen, den letzten Kopfen dem Staate zu opfern, indes die wohlhabenderen Schichten der Bevölkerung verhältnismäßig wenig belastet seien. Ihm antwortete wiederum Kokowzew in langer Rede, deren kurzer Sinn darin gipfelte, die Regierung könne nichts dafür, daß es in Rußland fast nur Arme und so wenig Reiche gibt; von irgendwoher müßten doch die zum Unterhalt des Staates erforderlichen Mittel genommen werden. Im übrigen werde die Budget-Kommission der Duma die Regierungsvorlage gerechter beurteilen als die Redner in der Plenarversammlung, da sie gezwungen sein werde, in die Tiefen des Budgets hinabzusteigen und so von Grund aus die Erwägungen zu verfolgen, welche die Regierung zur Aufstellung eines solchen und keines andern Voranschlags veranlaßt hätten. Der Minister war sichtlich erregt und ließ sich daher mehrmals zu Angriffen gegen die Person Ruttlers fortreißen, wofür er von diesem und manchem späteren Redner aus dem Lager der „Kadetten“ und der mit ihnen verbündeten Linken heftig getadelt wurde. Wir können es unseren Lesern füglich ersparen, den weiteren Verhandlungen in der Budgetfrage nachzugehen, da eine genauere Besprechung derselben uns zu weit führen würde und dann schließlich auch zu einem richtigen Verständnis all dessen, was an Meinungen der Abgeordneten zu Tage getreten ist, mehr Spezial-Kenntnisse erforderlich sind, als wir gewöhnliche Sterbliche besitzen. Es dürfte wohl auch die Mehrzahl der Herren Volksvertreter weniger von den finanziellen Fragen verstehen, als sie zu wissen sich den Anschein zu geben bemüht, denn woher sollte sie ihre Weisheit haben, wenn nicht nur aus Büchern? Theorie und Wirklichkeit aber sind zwei ganz verschiedene Dinge. Ruttler hatte allein ein gutes Recht, über die Haushaltungskunst der Regierung Kritik zu fällen, da er einstmals auch Gehilfe des Finanzministers war und als solcher natürlich an der Aufstellung der Budgets regen Anteil genommen haben dürfte. — Über die folgenden Sitzungen am 26. März usw. berichten wir in der nächsten Nummer.

Neuesten telegraphischen Nachrichten zufolge haben sich die Sozialdemokraten in der Duma endlich dazu verstanden, mit der übrigen Linken gemeinschaftliche Sache zu machen, indem sie in Zukunft gleichfalls im Informationsbureau der Oppositionsparteien vertreten sein werden. Damit hätten denn die „Kadetten“ einen großen moralischen Sieg über die Sozialdemokraten davongetragen. Nun werden jene freiere Hand in der Duma haben und voraussichtlich die Zügel doppelt stramm halten. Dem ewigen Dreinreden der Sozialdemokraten gegen

\*) Ist im Projekt bereits gesehen.

den Willen der vereinigten Linken ist nun ein Ende bereitet. Von jetzt an wird auch die Zahl ihrer Reden eine beschränkte sein, gemäß den Mehrheitsbeschlüssen des linken Blocks. Die gesetzgeberische Arbeit der Duma kann hierdurch nur gewinnen.

Die Anordnungscommission der Reichsduma hat unlängst die Plätze nach den verschiedenen Parteien und Fraktionen verteilt. Auf der äußersten Linken sitzen die 69 Sozialdemokraten mit rosa Billetten, weiter die Sozialrevolutionäre (41) mit roten Billetten, die nationalen Sozialisten (19) mit violettfarbenen Billetten, die Kleinarbeiter (Ukrainy) (16)—mit rot und hellblau gestreiften Billetten, die Arbeitsgruppier (80)—mit dunkelblauen Billetten; die Kosaken (21), die Mohammedaner (ca. 37)—mit rot und grün gestreiften Billetten, der Polnische Kolo (46)—mit blauen Billetten, und die Kadetten (88)—mit grünen Billetten; weiter folgen die Oktoberisten und die Rechten (weiße Billette) mit zusammen 102 Plätzen.

Zur Ermordung des Redakteurs des Moskauer Blattes der Partei der Volksfreiheit („Kadetten“) der „Rußkija Wjedomosti“, über welche wir schon kurz berichtet haben, wollen wir noch bemerken, daß nach Angaben, welche wir in der „Moskauer Zeitung“ finden, Sollos jüdischer Abkunft, seinerzeit von der Moskauer Universität zur Professur vorgestellt, jedoch weil Jude, nicht bestätigt worden und Abgeordneter der ersten Reichsduma war, bis zuletzt bei der Witwe des ermordeten Professors Herzenstein, der gleichfalls Mitglied der ersten Duma und Sollos' Freund gewesen war, lebte, da seine Familie in Berlin beständigen Aufenthalt genommen hatte, und vor dem Tode viel durch Drohbriefe von dem „Schwarzen Hundert“ belästigt worden war. Einer der Briefe enthielt die Bleistiftzeichnung eines Friedhofs und dreier Grabhügel mit der Aufschrift: „Ein solches Ende erreicht alle Redakteure jüdischer Zeitungen—Rußkija Wjedomosti, Rußkoje Slowo und Nowy Put.“ Es unterliegt somit kaum einem Zweifel, daß der „Verband der echtrussischen Leute“ diesen Mord verschuldet hat. Sollos ist 48 Jahre alt geworden.

Die Universität Moskau ist geschlossen worden. In der Universität zu Kasan fand eine unerlaubte Eschodka statt. Der Rektor ersuchte die Versammlung auseinanderzugehen, da sie aber seiner Aufforderung nicht nachkam, so schritt die Polizei ein, worauf die Eschodka auseinanderstieß. Mit der Autonomie der Universitäten, so wie die Studenten die Sache verstanden haben wollten, scheint es nun zu Ende zu sein. Es ist auch die höchste Zeit, daß man mit dem Karnevalstreiben der Revolutionäre in den Hörsälen der Hochschulen aufzuräumen beginnt.

Während wir um die „Konstitution“ noch erst ringen, haben in Finnland die Wahlen in den neuen, den allermodernsten Landtag stattgefunden. Von den gewählten Abgeordneten sind 19—weiblichen Geschlechts! Das erste Land in Europa, welches Frauen als Gesetzgeberinnen aufweist.

#### Ausland.

**Deutschland.** Ein Mißtrauensvotum gegen die polnische Landtagsfraktion wird in polnischen Kreisen angeregt, nachdem die polnische Reichstagsfraktion erst kürzlich ein Vertrauensvotum erhalten hat. Die Polen sind nämlich darüber empört, daß ihre Vertreter im Abgeordnetenhaus mit den Konservativen und dem Zentrum zusammen zugunsten des

Kultusministers v. Studt ihre Stimmen in die Waagschale geworfen haben. Der Fraktion wird es besonders übel genommen, daß sie es nicht für nötig gehalten hat, ihre Abstimmung für einen der schlimmsten Polenfeinde durch eine öffentliche Erklärung zu begründen. Wenn die polnischen Abgeordneten, so heißt es, nicht für die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht stimmen konnten, so hätten sie sich wenigstens der Stimme enthalten und nicht mithelfen sollen, den Urheber des polnischen Kindermartyriums vor einer Niederlage zu bewahren. Ihre Abstimmung sei ein schwerer politischer Fehler, da sie zur Stärkung der Position des Ministers in ganz überflüssiger Weise beigetragen habe.

Der Oberbürgermeister von Frankfurt am Main, Dr. Adickes, ist von Kaiser Wilhelm vor einigen Tagen nach Berlin berufen worden, und man spricht davon, daß dem durch hervorragende Verdienste um die ehemalige freie Reichsstadt allgemein bekannten Manne ein Ministerposten angetragen worden sei, welcher — ist allerdings niemandem bekannt. Da der Rücktritt des Kultusministers v. Studt mit Sehnsucht erwartet wird, nahm man zuerst an, Dr. Adickes sei zu seinem Nachfolger bestimmt; dann aber tauchte die Version auf, er werde das Ressort des Innern übernehmen und Herr v. Bethmann-Hollweg erhalte das Kultusportefeuille. Von einer dritten Seite verlautet, Adickes habe bereits die Übernahme eines Portefeuilles definitiv abgelehnt, da er die Leitung der städtischen Angelegenheiten Frankfurts nicht aus der Hand geben wolle.

Der langjährige Reichstagsabgeordnete Prinz Franz Ludwig von Arenberg, welcher einer der bedeutendsten und einflußreichsten Führer der Zentrumpartei war, ist im 57. Lebensjahre in Krefeld gestorben.

Kolonialdirektor Dernburg wird demnächst eine Inspektionsreise nach den deutschen Kolonien Südwest- und Südostrafrika antreten, jedoch ohne größere Reisebegleitung. Herr Dernburg wird sich voraussichtlich in Lissabon einschiffen und zunächst mit einem Begleiter in Swakopmund landen. Von dort aus wird er mit der Ottavibahn nach Ot-tawi fahren und sich dann nach der Lüderitzbucht begeben, um von dort aus zu Schiff nach Kapstadt zu gelangen. Von Kapstadt aus gedenkt er Lorenzo Marques zu erreichen und erst in Dar-es-Salaam mit seiner Reisegesellschaft zusammenzutreffen, um mit ihr Ostafrika zu bereisen. Gemeinsam mit ihr wird er mit der Ugandabahn die Nyanzaseen besuchen und dann durch das Kilimandscharogebiet nach Dar-es-Salaam zurückkehren. Alle Festlichkeiten und Empfänge soll sich der Kolonialdirektor vorbehalten haben.

**Oesterreich-Ungarn.** Der langfristige Ausgleich gilt als begraben, aber die Hoffnung, daß die Ausgleichsverhandlungen, die demnächst wieder aufgenommen werden sollen, schließlich doch noch zu einem erträglichen Resultat führen werden, wollen die Optimisten diesseits und jenseits der Leitha noch nicht aufgeben. Der „Zeit“ wird aus Budapest geschrieben: Wenn auch sowohl in der Hauptsache wie in Details Differenzen zwischen den beiderseitigen Kabinetts herrschen, so besteht doch nach wie vor in Wien sowohl wie in Budapest die feste Absicht, zu einem Kompromiß zu gelangen. Der österreichische Ministerpräsident hat in seinem Bericht dem Monarchen gegenüber ebenso betont, daß die Möglichkeit keineswegs geschwunden sei, mit Ungarn zu einer Verständigung zu gelangen, wie dies auch der Ministerpräsident



Dr. Weyerle getan hat. Die Brücken sind nicht abgebrochen, und die Gerüchte, die von einem totalen Scheitern der Ausgleichsverhandlungen zu melden wissen, entsprechen in keiner Weise den Tatsachen.

**Rumänien.** Die Nachrichten über den Bauernaufstand lauten sehr widersprechend. Einerseits wird behauptet, das Land gehe der Beruhigung entgegen, andererseits werden immer wieder neue Ausschreitungen gemeldet. Es wurde ein Regierungsmanifest veröffentlicht, das zu patriotischer Mitwirkung bei der Wiederherstellung der Ordnung auffordert. Auch werden Gesetzprojekte angekündigt, die auf eine Erleichterung der bürgerlichen Notlage gerichtet sind. Man beabsichtigt, Maßregeln für eine Erleichterung der Pachtzahlung zu treffen, die Besteuerung des Kleingrundbesizes zu reorganisieren und die, die Verdindung und die Arbeiten der Landarbeiter betreffenden Gesetze zu revidieren. Die Regierung erklärt, alles daran wenden zu wollen, daß die Gesetze mit strengster Genauigkeit erfüllt würden. Die Unruhen würden energisch unterdrückt und die Plünderer streng bestraft werden. Der durch die Unruhen verursachte Schaden wird auf 100 Millionen Franken geschätzt.

**Persien.** Über die Lage in diesem Lande meldet das Bureau Neuter, daß Rußland und England entschlossen seien, sich nicht in die persischen Angelegenheiten einzumischen, um die fremdenfeindlichen Elemente nicht zu reizen, fügt aber in demselben Atemzuge hinzu, „falls eine Intervention schließlich nicht zu vermeiden sein sollte, so würden Rußland und England sich vereinbaren, bevor sie irgend welche weiteren Schritte täten.“ Bisher sei eine solche Notwendigkeit nicht vorhanden. Die bloße Tatsache der Intervention brächte aber eine Verschiebung der inneren Machtverhältnisse in Persien mit sich. Befänden sich einmal genügend russische und englische Truppen in der Hauptstadt, so wird der weitere Kampf zwischen Regierung und Volksvertretung selbstverständlich unmöglich, und nur die Regierung des Schah kann aus dieser Situation den Vorteil ziehen, zumal dann auch die Anleiheoperation zustande käme, die dem Schah wieder frische Mittel in die Hand gäbe. Die Europäer würden über eine solche Wendung vielleicht nicht zu klagen haben, aber um das arme persische Volk, das sich nach unerträglichem Satrapendruck zu Freiheit, Bildung und Wohlstand durchringen wollte, könnte es einem bitter leid tun. Nach den letzten Nachrichten zu urteilen, hat sich der Mut des Schah auch schon gehoben: er hat seinen Großwesir entlassen und beschloffen, offiziell keinen neuen zu ernennen, sondern alle Angelegenheiten persönlich zu erledigen. Der faktische neue Großwesir soll der Gouverneur von Teheran, Maksus, sein, der von London aus als ein „stammer Royalist“ geschildert wird, der mit dem Parlament nicht viel Umstände machen werde. Infolge des reaktionären Verhaltens des Schahs wird die Bevölkerung von Tag zu Tag erregter und bedroht hauptsächlich die Ausländer, welchen sie die Schuld für das Vorgehen des Schah in die Schuhe schiebt. So wurde in dem Militär- und Handelsviertel von Mesched ein Armenier, russischer Untertan, ermordet. Infolge dessen verlassen die Russen die Stadt. — Zum Schutz der Russen wurde ein Beamter mit Kosaken abkommandiert. Die Behörden ergreifen Maßregeln.

**Zentralamerika:** Zwischen Honduras und Nicaragua ist Krieg ausgebrochen, der nach den neuesten Nachrichten einen bedeutenden Umfang angenommen hat. Die Hauptstadt

Honduras wird von der nicaraguanischen Armee bedroht, ebenso sind die Küstenstädte durch die feindliche Flotte gefährdet. Bei Ramisque kam es zu einer Schlacht zwischen den Truppen von San Salvador und Honduras einerseits und denjenigen von Nicaragua andererseits, bei welcher erstere Partei 1000 Tote gehabt haben soll. Der Präsident von Honduras, Bonilla, flüchtete zu Schiff. Die Verfolgung ist mit einer Anzahl von Dampfern aufgenommen worden. — Gerüchtweise verlautet, daß die Vereinigten Staaten gemeinsam mit Mexiko intervenieren werden, um den Krieg zwischen Nicaragua und Honduras zu beendigen.

## Nachrichten aus dem Kaukasus.

— **Tiflis.** Am 20. März morgens wurde hier eine eigenartige Natur-Erscheinung beobachtet. Schon in der Nacht vorher war das Barometer stark gefallen; in der Frühe regnete es; das Thermometer fiel und stieg abwechselnd mehreremal. Gwa um halb zehn Uhr erfolgte sodann ein einziger, aber sehr heftiger Donnerschlag, der in der ganzen Stadt nicht nur zu hören sondern teilweise auch zu spüren war, denn viele Häuser erzitterten und die Scheiben klirrten. Der Schlag erklärte sich durch die Entladung eines kugelförmigen Blizes über den Ruinen eines der Festungstürme beim Botanischen Garten. Hier, so wie über den am botanischen Garten im Bau befindlichen Häusern sollen mehrere derartige Blize wahrgenommen worden sein. Auch in der Stadt selbst und zwar in der Nähe des I Mädchen-Gymnasiums sah man einige große Kugeln längere Zeit über der Erde schweben, die aber dann emporstiegen und in den Wolken verschwanden. Im obenerwähnten Turme ist durch den Schlag eine trichterförmige Öffnung gegen 2 Arschin im Durchmesser und in der Mauer ein starker Riß entstanden. Da das Gewitter ganz unerwartet kam, so waren die Telephonleitungen nicht isoliert und entstand infolgedessen in einigen Häusern ein förmliches Geknatter. Viele gerieten in Schreck, doch Schaden hat niemand erlitten. Nach dem Donnerschlag hagelte es kurze Zeit und darauf fiel dichter Schnee. Gegen Mittag klärte sich der Himmel wieder auf. — Auch an vielen anderen Orten Transkaukasiens will man am 20. März kugelförmige Blize beobachtet haben.

— Die Infektionskrankheiten haben in der Stadt bedeutend nachgelassen, mit Ausnahme der Masernerkrankungen, die noch häufiger auftreten als zuvor.

— Am 1. April, 12 Uhr mittags, findet in der Petri-Pauli-Schule eine Generalversammlung der Mitglieder der Unterstützungskasse für Ev.-luth. Gemeinden in Rußland statt. Wahlberechtigt sind alle, welche ihre Jahresbeiträge zur Kasse zahlen. — Es soll ein neuer Direktor für das Tifliser Bezirkskomitee der Unterstützungskasse gewählt werden, da der bisherige Direktor H. von Struve wegen Krankheit zurücktritt.

— Zur Zeit sollen in der Stadt etwa 700 Schwarzarbeiter und gegen 600 Intelligente arbeitslos sein. Ihre Vertreter wandten sich an die Stadtverwaltung mit der Bitte um Arbeit. Den ersteren wurde der Bescheid, daß die Stadtverwaltung keine Mittel habe, um irgend welche nicht gerade unumgänglich notwendige Arbeiten zu veranstalten, doch sei sie bereit ihnen durch Einrichtung von billigen Speisehäusern zu Hilfe zu kommen. Den Intelligenzen könnte die Stadtver-

waltung die Zusammenstellung eines Teiles der Familienlisten überlassen, doch nur unter der Bedingung, daß der Stadtverwaltung eine strenge Kontrolle über die geleistete Arbeit und die Wahl der anzustellenden Personen überlassen bliebe.

— Am 23. März gegen 5 Uhr abends erschien in der Musikalienhandlung A. Kopp auf der Michailowskaja ein anständig gekleideter junger Mann scheinbar mit der Absicht, eine Mandoline zu kaufen. Einen günstigen Augenblick ausnutzend, nahm er eine Mandoline unter den Paletot und verließ mit ihr das Magazin. Der Besitzer bemerkte jedoch den Diebstahl und lief dem Diebe nach. Letzterer flüchtete die Michailowstraße entlang, indem er unaufhörlich schrie: „Haltet den Dieb!“ In der Nähe der deutschen Kirche wurde er aber von einem Gendarmen-Unteroffizier zum Stehen gebracht und verhaftet.

— **Kutais.** Am 18. März wurde in der Realschule auf den Direktor dieser Anstalt, S. P. Rostomow, von einem Unbekannten ein Schuß aus einem Revolver abgefeuert, welcher jedoch zum Glück sein Ziel verfehlte. — Auf der Straße wurde gegen den Kreisinspektor des Lehrbezirks eine Bombe geworfen, die aber keinen Schaden anrichtete. — Ein gewisser Kutateladse schoss drei Mal auf die Lehrerin Adamia, ohne zu treffen. — Am 20. März erhielt eine Abteilung der Landpolizei die Kunde, daß sich der berühmte Räuber Sjuluchia im Dorfe Bandza (Kreis Senaki) aufhalte. Die Polizei begab sich sogleich dahin und umzingelte das Haus, in welchem sich jener befand. Sjuluchia sah, daß er sich in hilfloser Lage befindet und griff daher zu einem verzweifelten Mittel, indem er schrie: „Ich ergebe mich“ und zum Beweis dessen eine Verdambüchse durchs Fenster herauswarf. Die List gelang ihm. Als sich die leichtgläubigen Polizisten dem Hause näherten, um den Räuber zu verhaften, erfolgten von dort mehrere Schüsse, durch welche 4 Polizisten verwundet wurden. Der Räuber wurde aber dessen ungeachtet in Haft genommen.

— **Elisabethpol.** Am 19. März um 9 Uhr abends erschienen in der Kanzlei des Gymnasiums einige Unbekannte in Masken, verlangten in Gegenwart einiger Angestellten und einiger Privatpersonen nach dem üblichen Rufe: die „Hände hoch,“ von dem Schriftführer die Kassen-Schlüssel, raubten darauf 800 Rbl., sowie eine Schreibmaschine und entfernten sich darauf ganz unbehelligt, nachdem sie den Anwesenden dringend geboten hatten, von jeder Verfolgung abzusehen.

— **Erivan.** Die Verluste, welche durch die armenisch-tatarischen Wirren verursacht worden sind, belaufen sich nach der Berechnung der Geschädigten selbst auf 6 Millionen Rbl., während die speziell dazu ernannte Kommission sie bloß auf 4 Millionen Rbl. schätzt.

— **Baku.** Die letzten Unterhandlungen zwischen den Schiffsbesitzern und den Schiffsmannschaften geben zu einem günstigen Abschluß Hoffnung. An der Börse herrscht ein regeres Leben. Die Naphthapreise sind im Steigen begriffen. Der Streik hat auch sehr unangenehme Folgen für den Personenverkehr auf dem Kaspischen See gehabt. In **Krasnowodsk** z. B. sammelte sich eine große Anzahl von Passagieren aus den mittelasiatischen Gebieten an. Das Kriegsschiff „Araxes,“ welches vorige Woche hier selbst anlieh, konnte ungeachtet des Bittens, Flehens und Drohens seitens der Passagiere, nur einen geringen Teil derselben nach Baku aufnehmen. Als einige Tage darauf der

„Araxes“ in Begleitung des Passagierdampfers „Kaukas und Merkur“ wieder in dem Hafen erschien, konnten weitere 815 Passagiere nach Baku befördert werden. Dennoch harret noch eine nicht geringe Anzahl zum Teil hungernder Reisender einer Fahrgelegenheit nach Baku und den übrigen Häfen des Kaspischen Meeres. Das Ministerium der Begekommunikation bewilligte u. a. Voruntersuchungen für folgende neu zu erbauende Eisenbahnen auszuführen: den Ingenieuren N. und P. Perzow von **Armawir** bis **Tuapje** und dem Odessaer Kleinbürger Frenkel von **Jekaterinodar** bis **Suchum**.

## Aus den Kolonien.

**Elisabethtal, 22. März.** Nachdem in der vorigen Nr. der „Kauk. Post“ von Elisabethtal berichtet worden war, daß der Frühling hier bereits in sein volles Recht eingetreten sei, wurden wir am 20. d. M. dessen belehrt, daß der Winter immer noch hinter den Bergen lauert und uns ganz unverhofft und unerwartet Überraschungen bereiten kann. An dem besagten Tag fing es früh Morgens heftig zu regnen an. Der Regen goß einfach in Strömen vom Himmel herab, als ob das schwerste Gewitter mit einem Guß- oder Platzregen sich entladen würde. Große Wasserfluten füllten die Gräben an den Straßen entlang und stürzten sich mit wildem Ungestüm hinunter ins Tal in den Bach, der sie dann rauschend und tobend ihrem Ziele, dem Meere, zuführte. Nach 1—2 Stunden anhaltenden Regens fiel die Temperatur, und statt des Regens wirbelten nun Schneeflocken von ungeheurer Größe, einfach ganze Ballen herab, so daß nach wenigen Augenblicken die Mutter Erde wie mit einem weißen Leichentuch überzogen war. Doch nicht lange blieb der Schnee liegen. Zum Nachmittag gewann die Sonne wieder die Oberhand, und unter ihren warmen Strahlen verwandelte sich der Schnee rasch in viele kleine Bäcklein, die von den Bergen lustig ins Tal hinunterrieselten und gemeinsam den durch das Regenwasser schon stürmisch dahinrauschenden Bach noch mehr anschwellen ließen. Am Abend standen nur noch die Bergkuppen ringsum in ihren weißen Mützen da. Die Nacht darauf folgte ziemlich starker Frost, der die aufgeweichte Erde festfrore und alle Lachen mit einer Eiskruste von der Stärke einer gewöhnlichen Fensterscheibe überzog. Einen Schaden hat der Frost nicht verursacht. **G. Korr.**

**Katharinenfeld, 20. März. 1907.** Der blumenbesäte Georgisberg, der in seinem weiten Faltenmantel majestätisch milde, wie ein alter guter Kaiser, auf unser deutsches Tal und deutsches Dorf herunterschaut, ist im Frühjahr für unsere Kinder immer das Ziel ihrer Sonntagsausflüge. Auch die Alten nehmen daran noch gerne teil, da man sich in der Tat keinen schöneren Spaziergang denken kann, als am Fuße dieses Berges entlang, wo auf dem sammetgrünen Rasen purpurrote Alpenveilchen, himmelblaue „Käpplein,“ Hyazinthen und Primeln, blaue Berglilien und „Bauernbüblein“ wie auf einem Blumentepich miteinander abwechseln. Die Kinder streifen freilich am liebsten höher hinauf, und mancher Junge, der noch kaum auf den Tisch heraussieht, schlägt sich in die Brust und rühmt sich laut, „am Fahnen“ gewesen zu sein. Daß er bei diesem Aufstieg das eine oder auch beide Flügelein seines Höschens hat hängen lassen, und wie die Mutter es wieder gestiftet hat—das hat er freilich vergessen über der Heldentat, die höchste Spitze des Georgisberges, 400—500 m über seinem Fuße,





erstiegen zu haben.—Wer aber einmal „am Fahren“ gewesen ist, der ersteigt ihn wieder, so steil und dornig auch der Weg ist, denn dieser romantische, sagenumwobene Gipfel übt eine wunderbare Anziehungskraft aus und das nicht nur auf kindliche Gemüther. Ist es doch die Stätte, wo nach der Überlieferung der älteren Bewohner dieses Landes der Ritter St. Georg den Lindwurm getödet und dadurch das umliegende Land von einer beständigen Todesfurcht befreit haben soll. Der dämonische Drache sei vordem in regelmäßigen Zeitabschnitten ins Tal hinuntergeschossen, habe sich seine Menschenopfer dortselbst ausgesucht, abwechselnd einen Jüngling oder eine Jungfrau. Ob nun dem heiligen Georg der Kultus gilt, welcher die umliegenden Griechendörfer alljährlich am Feiertag Petri und Pauli auf diese Bergspitze wallfahrten läßt, oder einem anderen Heiligen—das wissen sie wohl selbst nicht mehr genau, aber jedenfalls macht das düstere, fensterlose Gemäuer, das sie dort oben aus den Trümmern eines zerfallenen Kirchleins aufgeführt und mit einem Dache gedeckt haben, die verbogenen Wachskerzen und die alten Kupfermünzen in der kleinen Nische, die Hühnerfüße und Kleiderseken, mit denen das Gebüsch rings herum behangen ist, das Geheimnis dieser Stätte nur noch bedeutungsvoller.—Wer aber für diese Art Poesie keinen Sinn hat, den lockt doch die wunderbare Aussicht und die weite Fernsicht, die man hier genießt, von Zeit zu Zeit herauf. Bei heiterem Himmel sieht man nicht nur im Süden den stattlichen Gebirgsrücken des Kleinen Kaukasus, sondern auch im Norden das schneebedeckte „Gebirge der tausend Gipfel,“ unter letzteren vor allen das Riesenhaupt des Kasbek. — Wieder andere Interessen sind es, welche unsere tatarischen Nachbarn an diesen Berg fesseln. So wenig die Kage vom Mauseln läßt, so wenig kann der Tatar das Stehlen lassen. Ihn locken die schlanken Ruten des Eichenwäldchens, welches den felsigen First nach der deutschen Seite zu umkränzt, und auch die heilige Weihe dieser Stätte hält ihn nicht ab, seinen Diebesgelüsten zu fröhnen: er hackt mit roher Hand die schönsten Äste herunter, um sie nachher den beraubten Eigentümern in der Kolonie als Weinbergspflähle wieder anzubieten. Ebenso nimmt er jede Gelegenheit wahr, um unter dem Schutze eines Nebels, welcher den Berg zuweilen einhüllt, oder an Sonn- und Feiertagen, wo er sich sicher glaubt, mit seiner Viehherde die deutsche Bergseite abzuweiden. Dann geht seine Frechheit und Roheit oft in Bestialität über, wie es sich am letzten Sonntag wieder erwiesen hat. Wie gewöhnlich hielt sich auch an diesem Tage eine ganze Schar Schulkinder auf der beliebten „Grünen Platte,“ einer ebenen Berghalde des Georgis in mäßiger Höhe über den Talgärten, auf. Natürlich hatten die nachbarlichen Tataren auch wieder Vieh auf dem Berge und waren in ihrer Frechheit mit diesem bis nahe an die „Grüne Platte“ herabgekommen. Ob die Kinder das Vieh überhaupt nicht bemerkten oder ob sie es als die „deutsche Kuhherde“ ansahen — kurz, plötzlich sahen sie sich von einer Anzahl Tataren umringt. Als sie merkten, daß das nicht Zuschauer waren, welche etwa die Neugierde hergetrieben hatte, stoben die Knaben und Mädchen erschrocken auseinander. Ehe jedoch die letzteren alle entrinnen konnten, wurden einige von ihnen ergriffen und in das Gebüsch geschleppt, wo die tierischen Kerle sie in einer alles menschliche Gefühl empörenden Weise mißhandelten. Um das Angstgeschrei der kleinen Mädchen zu unterdrücken, wurde ihnen der Rintschal an

die Kehle gesetzt und der Mund verstopft. So waren die Kinder der Willkür dieser Unmenschen preisgegeben, bis die ersten Schüsse knallten, die von den herangeeilten Kolonisten abgegeben wurden. Einige weniger Beteiligte wurden nun samt der Viehherde eingetrieben, aber die Hauptschuldigen entkamen dank dem Umstande, daß der Vorsteher unserer Landwächter (Urjadnik), dem das Vorgefallene schleunigst angezeigt wurde, die Vergewaltigung der Kinder nicht für wichtig \*) genug hielt, um beizeiten die Täter einsangen zu lassen. Die ganze Kolonie ist furchtbar empört über diese freche Untat, und darüber, daß solche Sachen gewöhnlich ungestraft bleiben. —f.—

**Friedental** (im Kuban-Gebiet). Auf das Eingefandt des Herrn Pastors A. S. in Now-sk in Nr. 36 unseres Blattes haben wir seinerzeit ein vom 21. Februar datiertes Schreiben aus Baku, gezeichnet: „Wolgabauer H. Schmidt“, erhalten, welches scharfklingende Bemerkungen an die Adresse genannten Einsenders, wie überhaupt an die der Pastoren im Kaukasus und an der Wolga, enthält. Um nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als suchten wir unter unseren Lesern Stimmung gegen die Herren Pastoren zu machen, haben wir es für nötig befunden, den Abdruck der Entgegnung hinten zu halten, bis aus Friedental selbst eine solche erfolgen würde. Inzwischen haben wir an Ort und Stelle Erkundigungen eingezogen, die sehr wohl geeignet sind, als Zurechtstellung der von obenerwähntem Wolgabauer gegen das Eingefandt des Herrn Pastors A. S. in Now-sk erhobenen Bedenken zu dienen. Aus Friedental ist uns bisher keine Erwiderung zugegangen. Um nun dem Einsender H. Schmidt gegenüber nicht ungerecht zu erscheinen, geben wir seine Zuschrift mit unseren Randbemerkungen wieder, indem wir gleichzeitig erklären, um Mißverständnissen seitens der Herren Pastoren, welche unser Blatt lesen, vorzubeugen, daß gegen den Abdruck des Schmidt'schen Eingefandts Herr Pastor. A. S. in Now-sk nichts einzuwenden findet, da alles, was er gegen Friedental vorgebracht, unmittelbar aus dem Leben gegriffen sei und die Antwort des H. Schmidt lediglich von gekränktem Standesgefühl eingegeben zu sein scheine, der Vorwurf der Habgier aber ihn nicht treffen könne, da die Gemeinde selbst seine Uneigennützigkeit kaum werde in Abrede stellen wollen.

Das Eingefandt des H. Schmidt lautet mit einigen Kürzungen und redaktionellen Verbesserungen folgendermaßen:

„Herr Pastor A. S. in Now-sk hält sich über die Wolgabauern auf: die Leute sind ihm nicht fein genug; die Frauen werden bei ihnen wie Sklavinnen behandelt, und trotzdem kann sich der Herr Pastor nicht genug darüber wundern, daß alle Weiber Männer haben wollen, daß alt und jung arg auf's Verheiraten ist. Ferner werden die Bauern von ihm dessen angeklagt, daß sie den Pastor billig haben wollen. Überhaupt seien die Wolgabauern der Ansiedlung Friedental ein wüßtes Volk usw. — Nun möchte ich aber den Herrn Pastor fragen, woher kommt es denn, daß der Bauer nicht wohlherzogen ist? Ist die Schule nicht auch etwas schuld daran? Wer sind denn aber die eigentlichen Leiter der deutschen Volksschule bisher gewesen? Die Pastoren doch wohl, nicht wahr? Herr A. S. wundert sich, daß der Bauer eine Frau haben will, daß man ohne das Ehejoch nicht fein kann.... Ist die Ehe denn ein Joch, Herr Pastor? Daß der Bauer nicht ohne Weib fein kann, das ver-

\*) „Это не такъ важно,“ das sind seine Worte.

steht man leicht, es ist nur zu verwundern, daß der Herr Pastor es nicht weiß. — Ob die Weiber von den Bauern wie Sklavinnen behandelt werden, ist noch sehr die Frage. Es kommt eben darauf an, wie man die Sache versteht. Das Weib arbeitet mit dem Bauer, zu Hause und im Felde. Lieb und Leid tragen sie miteinander. Meiner Meinung nach ist das ganz recht und billig. Der Mann, dessen Weib sich nur schön putzen und müßig herumlaufen wollte, würde dieses gewiß nur verachten müssen, da es ihm dann zu nichts mehr nütze wäre, als zur Befriedigung seiner Lust. — Nun komme ich zu dem Punkte, wo sich Herr A. S. beklagt, daß der Bauer den Pastor billig haben will. Der Gehalt des Pastors in der Ansiedlung Friedental ist mir nicht bekannt, in den Wolgakolonien aber bekommt ein solcher durchschnittlich 2000 Rbl. jährlich. Ist das denn so wenig, wenn man berücksichtigt wie sauer es dem Bauer meist wird, das Nötigste zu beschaffen? Der arme Herr Pastor ist wirklich zu bedauern: ist er fürwahr doch der geplagteste Mann im Dorf, da er mit solch einem Volk leben muß! — Nein, Herr Pastor, wenn Sie es wirklich ehrlich mit den Leuten meinen, so würden Sie tiefer in den Sinn bäuerlichen Lebens einzubringen versuchen und den Bauern nicht verachten, ebensowenig törichtes Zeug über ihn in den Zeitungen schreiben.“

Hierzu müssen wir bemerken, daß der Einsender, wenn er auch in Friedental die Pastoren für die schlechte Schule verantwortlich machen will, er nicht genügend unterrichtet ist; denn dort liegt die Schuld allein am Geiz des Bauern, der keine bessere Schule bei sich im Dorf dulden mag, weil ihr Unterhalt von ihm Opfer erheischen würde. Statt sich mit Schulfragen zu quälen, denkt der Friedentaler lieber daran, recht viel Land zu bearbeiten, „denn“, gibt er zur Erklärung, „er habe eine heilige Aufgabe seinen Kindern gegenüber, welche er nicht vernachlässigen dürfe, nämlich — zuerst müsse man den Kindern etwas geben und dann könne man von ihnen auch etwas verlangen.“ Wen trifft die Schuld, wenn die Kinder nicht wenigstens den ganzen Winter hindurch die Schule besuchen? Hätten die Eltern oder zum mindesten die vermögenderen unter ihnen denn nicht die Pflicht, statt ihrer unmündigen, schulpflichtigen Kinder einen Knecht, bzw. eine Magd für die Feldarbeit zu dingen? Wen trifft in Friedental die Schuld, wenn die Gemeinde die Bedeutung der Bildung im allgemeinen nicht einsehen will? Weiß man es denn dort nicht, daß auch in Rußland die Zeiten vorüber sind, wo man auch ohne Lesen und Schreiben zu können, vorwärts kommen konnte? Was kann der Pastor dafür, wenn sich der Kolonist mit Gewalt gegen den Fortschritt auflehnt und lieber Sklave seiner eigenen Dummheit bleiben will, als Herr in der Gemeinde zu werden, der er doch genau genommen auch ist, nicht aber dieser oder jener Gemeindebeamte? Die Friedentaler wollen für die Bildung ihrer Kinder nichts tun, denn das Geben ist nicht ihre Sache: „Es hat einem ja auch niemand etwas geschenkt; man hat sich sein bißchen Wohlstand selbst erwerben müssen!“ — Unter solchen Umständen kann es niemand Wunder nehmen, wenn Pastor A. S. in Now-sk die Friedentaler als ein „wüßtes Volk“ bezeichnet. Haben sie doch noch im letzten Januar einen ihrer Dorfgenossen nach einer tüchtigen Sauferei einfach totgestochen! — Was die Gage des Pastors anlangt, so mag der Pastor an der Wolga auch 2000 Rbl. bekommen; der Pastor im Kaukasus aber sieht

nichts davon. Die Friedentaler Gemeinde zahlt dem Pastor überhaupt keine feste Gage! Der Pastor bekommt seit 35 Jahren je 10 Kop. pro Kommunikant! Sind wenig Abendmahlsgänger, so kann er die Reise auch noch aus eigener Tasche bezahlen! Was speziell Pastor S. anbetrifft, so dürften die Friedentaler es doch wohl kaum vergessen haben, daß, als die Gemeinde ihn zur Einweihung ihres Friedhofs aus Now-sk (300 Werst entfernt) herüber zu kommen veranlaßt hatte, ihm nicht einmal die Reisekosten zu vergüten für nötig befunden hat. — Wenn in allerletzter Zeit eine scheinbare Besserung in dem „wüßten“ Friedental bemerkt worden ist, so stellen wir solches hiermit mit Freuden fest, und darum sollen es auch alle unsere Leser erfahren, daß eine vom Pastor in Zekaterinodar unlängst veranstaltete Kollekte für die Hungernden 246 Rbl. ergeben hat, eine für die dortigen Verhältnisse unerhört hohe Summe für wohlthätige Zwecke. Die Redaktion.

## **Landwirtschaft und Gartenbau.**

**Bodenkultur unter den Obstbäumen.** Es wird meistens noch nicht genügend beachtet, welche Bedeutung dem Boden für das Gedeihen eines Obstbaumes zufällt, in dem er steht. Hier wächst ein Baum freudig und trägt dankbar, ein Beweis dafür, daß der Boden die Stoffe bot, welche dem Zuwachs an Holz und der Ausbildung der Früchte notwendig waren. Dort verkümmert ein anderer Baum und trägt schlechte Früchte: häufig wohl darum, weil es dem Boden an Kraft fehlte.

Es ist nun aber nicht allein der Gehalt an Nährstoffen für die Güte des Bodens zur Obstzucht maßgebend, sondern auch seine Lockerheit, seine Feuchtigkeit, seine Wärme, seine Durchlüftung. Der Boden kann in ausgiebigster Weise vor der Pflanzung dem Baume zusagend gemacht werden durch tiefgehende Lockerung (Rigolen oder Ausheben von Baumgruben) und durch Unterbringen von reichlichen Düngermengen (verrotteten Stallmist und Kompost). Eine solche Vorbereitung findet fast bei jeder Obstpflanzung mehr oder weniger statt. Besonders bei Anpflanzung der edelsten Obstsorten, Pfirsiche und Weinreben, wird hierin mit großer Sorgfalt verfahren, indem man die weniger brauchbare, ursprüngliche Erde breit aushebt, wegschafft und dafür eine besonders zubereitete und geeignete, sehr nahrhafte Erde an die Pflanzstelle bringt. Durch solche allerdings zuweilen etwas kostspielige Vorbereitung läßt sich eine erfolgreiche Obstzucht selbst noch auf dem ungünstigsten Terrain ermöglichen.

Anders liegt die Sache bei bestehenden Obstpflanzungen, für welche seinerzeit nichts geschehen ist und welche nachträglich noch, um das Wachstum der Bäume freudiger zu gestalten und ihre Früchte zahlreicher, vollkommener und wohlschmeckender zu machen, in Stand gesetzt werden sollen. Hier kann der Boden unmittelbar unter den Wurzeln allerdings nicht mehr verbessert werden — er ist für die Lebenszeit des Baumes der Kultur verschlossen. Eine große Hilfe für den Baum ist es aber schon, wenn der Boden ringsum verbessert wird, so daß die sich nach allen Seiten ausbreitenden Wurzeln ein günstigeres Erdreich finden.

In den meisten Fällen genügt es, wenn man, je nach dem Umfang des Baumes, in 1,1—3 Meter Abstand vom Stamme ringsum, etwa unter der Kronentraufe, einen mindestens meterbreiten Streifen tief rigolt und hierbei mit Kompost verbessert.



Es sind hinreichende und staunenswerte Erfolge zu verzeichnen, die durch ein solches Verfahren, gerade bei vernachlässigten Bäumen, erzielt worden sind.

Diese außerordentlichen Erfolge sind hier erklärlich, wenn man bedenkt, daß der nahezu tote Boden, in dem die Wurzeln sich bisher befanden, durch das Rigolen wieder aufgeschlossen und fruchtbar gemacht wird. Er wird gelockert, gelüftet, mit Nährstoffen versehen, wird durch das Rigolen fruchtbar und wärmer; alles Vorgänge, die auf die Lebenstätigkeit des Baumes anregend wirken und die Entwicklung der Früchte wesentlich beeinflussen.

Wer Gelegenheit hatte, eine ausgedehnte und intensiv betriebene Obstkultur kennen zu lernen, wird sich über die musterhafte Sauberkeit unter den Bäumen gewundert haben. Der Boden wird jahraus, jahrein von krautigem Gewächse freigehalten und häufig gehackt; weder Kraut noch Unkraut beschatten das Erdreich, in dem die Bäume wurzeln. Die Obstzüchter müssen wohl ihre guten Gründe haben, daß sie den Boden unter den Bäumen so peinlich rein halten und so häufig behacken. Sie würden nicht in der Lage sein, Obst von hervorragender Güte zu ziehen, wenn sie Graswuchs zulassen wollten.

Es ist nachgewiesen worden, daß verunkrauteter oder mit Graswuchs bedeckter Boden durchschnittlich stets 1 Grad K. kälter ist, als der offen gehaltene Boden. Durch das fortwährende Reinigen und Hacken wird also den Wurzeln eine größere Wärme zugeführt. Sie werden zu lebhafterer Tätigkeit angeregt, und die Folgen davon sind größere Fruchtbarkeit und bessere Ausbildung der Früchte.

Das Unkraut und auch die Kulturgewächse, Kartoffeln, Rüben, Futtergräser usw. entnehmen dem Standorte die Nährstoffe. Durch das Frischhalten des Bodens von jedem Pflanzenwuchs werden dem Baume die wertvollen Stoffe erhalten. Auch dies ist von Einfluß auf sein Wachstum und auf seine Fruchtbarkeit.

Das Unkraut schließt die Luft ab. Die Luft ist aber ein wichtiger Faktor für das Gedeihen des Baumes. Daher die großen Erfolge des häufigen Behackens.

Zuletzt noch eins. Wie schrecklich ausgetrocknet ist in dürren Jahren das Erdreich bis auf eine bedeutende Tiefe. In Massen fällt das Obst infolge der Trockenheit von den Bäumen, am schlimmsten aber die Pflaumen, von denen mehr als die Hälfte schon rot, jedoch völlig unreif unter den Bäumen liegen. Der Pflaumenbaum ist ein Flachwurzler und deshalb hat er in trockenen Jahren am meisten zu leiden. Die tieferwurzelnenden Birnbäume halten ihre Früchte besser.

Wem ist noch nicht aufgefallen, daß in Grasgärten das Abfallen der unreifen Früchte am schlimmsten ist, daß aber in gut bearbeitetem und von Unterkulturen freiem Boden die Früchte sich einigermaßen halten. Letzterer ist verhältnismäßig feuchter, er leidet nicht so sehr von der Trockenheit als der unbebaute Boden. Es ist allerdings die natürliche Feuchtigkeit in trockenen Jahren keine ausreichende mehr, und die Kulturen stehen in solchen Jahren ganz anders, wenn Löcher gemacht und die Bäume gründlich bewässert werden. Gute Bewässerung und Düngung müssen mit einer richtigen Bearbeitung des Landes Hand in Hand gehen.

Wo es irgend angeht, da ist dringend zu empfehlen, den Boden unter den Obstbäumen von allem völlig freizuhalten; zu

hacken, zu düngen, kurz, zu behandeln, wie das Land für jede edle Kultur behandelt werden muß. Immer ist das allerdings nicht durchführbar, z. B. in Gemüsegärten, in denen die Obstbäume weiten Abstand haben. Bei guter Düngung und jährlichem Umgraben und Behacken des Landes ist hier eine lohnende Obstzucht sehr wohl noch möglich. Die Beeinträchtigung, welche die einzelstehenden Obstbäume durch flachwurzelnende Gemüse erleiden, ist ziemlich gering. Schlimmer sind tiefwurzelnende und ausdauernde Gemüse, z. B. Rhabarber, Erdbeeren usw. Sehr nachteilig sind auch die meisten Feldgewächse. Am nachteiligsten ist ewiger Graswuchs. Der einsichtsvolle Obstzüchter wird hier wenigstens bemüht sein, an der empfindlichsten Stelle, am Wurzelhalse, dem Baume Luft zu schaffen und eine Baumscheibe rings um den Stamm offen zu halten, um wenigstens diesem kleinen Raume den Segen guter Bodenkultur zukommen zu lassen.

(„Prakt. Ratgeber f. Obst- und Gartenbau“).

## Literatur und Kunst.

### Die silberne Verlobung

von Heinrich Seidel.

(I. Fortsetzung).

Johannes Gram war mein Landsmann. Ich hatte ihn schon vor Jahren in Gütrow kennen gelernt, wo er auf einer Reise kurze Zeit verweilte und das technische Bureau, in dem ich beschäftigt war, besuchte. Er imponierte mir damals sehr. Denn er kam doch aus einer großen, berühmten Fabrik der großen Stadt Berlin und war, was ich einst werden wollte, ein alter, erfahrener Ingenieur. Zudem zeichnete er sich dadurch aus, daß um seinen Mund fast stets ein ironisch-sarkastisches Lächeln spielte. Ich hielt ihn deshalb für einen weltüberlegenen Geist, vor dessen Augen die Menschheit nur ein Mückenschwarm ist, der im Sonnenschein spielt. Ich dachte es mir köstlich, seines Umganges gewürdigt zu werden und von seiner Weisheit Vorteil zu ziehen. Wenn er mit seinen wasserblauen Augen über die Brille hinweg mich mit diesem vernichtenden Lächeln anblickte, so kam ich mir außerordentlich gering und kleinstädtisch vor und sagte mir, daß ich noch viel an mir zu arbeiten hätte, um auf eine solche Höhe zu gelangen. Ach, ich wußte damals nicht, daß dies überlegene Lächeln weiter nichts war als eine leere Maske, hinter der sich eine abgrundtiefe, wehrlose Gutmütigkeit zu verbergen trachtete, und daß der Zuhörer dieser künstlichen Grimasse kaum eine Ahnung von Ironie und Sarkasmus besaß. Ich dachte mir damals, dieser Mann müsse ungemein witzig sein, wenn er nur wolle, allein auch dies war eine gewaltige Täuschung, denn ich habe nie mehr als einen einzigen Witz von ihm gehört, den er noch dazu alljährlich an einem bestimmten Tage wiederholte. Am 22. Dezember nämlich, wenn eben der kürzeste Tag gewesen war, ging er in der Abenddämmerung im Bureau herum und knüpfte überall ein kleines Gespräch an. Am Schlusse dieses begann er sanft die Hände umeinander zu reiben, sah mit listigem Blick in den Abendhimmel und sagte mit einem Ausdruck unendlicher Schlaueit: „Ja, ja, man merkt doch schon, wie die Tage länger werden“.

Dem Umstande der Landsmannschaft verdankte ich es, daß mein alter Wunsch in Erfüllung ging und ich seines Umganges besonders gewürdigt wurde, allerdings, ohne daß ich die erträumten Vorteile daraus zog. Er unterhielt sich mit mir gern

über Mecklenburg, ein Land, das nach seiner Meinung ein Eldorado war, ein Ort, wo Milch und Honig fließt, wo es die größten Beefsteaks, die köstlichsten Schinken, die dicksten Mettwürste, die längsten Spickaale, die fettesten Gänse und die besten Äpfel gab, welche letzte Tatsache übrigens auf Wahrheit beruht. Eine Lieblingsgeschichte von dem übrigens gänzlich bedürfnislosen und für die eigene Person mit dem magersten Futter zufriedenen Manne war, wie er auf der vorhin erwähnten Reise in eine kleine Stadt gekommen war und sich in seinem Gasthause ein kaltes Abendbrot bestellt hatte. „Ich dachte mir natürlich,“ sagte er, „es würde so'n Teller voll Aufschnitt geben wie in Berlin, aber als ich in das Speisezimmer kam, da war ein Tisch gedeckt wie für ein Duzend ausgehungerte Kürassiere. Da war ein Spickaal drauf, so lang wie mein Arm und auch so dick, und kalte junge Brathühner und 'n Tönnchen mit Neunaugen und eins mit Anchovis und kalter Hammelbraten und Koteletts und Sardinien und marinierte Häringe und Schinken und Wurst und Rauchfleisch und vier Sorten Käse, darunter Schaffkäse, wofür ich mein Leben lasse, und noch mehr Sachen — ich konnt's nicht alles auswendig lernen. Und das alles für mich allein, weil ich zufällig an dem Tage der einzige Gast in dem Hotel war. Es bewältigte mich ordentlich, als ich mich an den Tisch setzte und ich hätte beinahe weinen mögen, daß ich kein Esser bin. Ja, Mecklenburg ist ein schönes Land“.

Als er mir diese Geschichte zum drittenmal erzählt hatte, denn er gehörte zu den Leuten, die sparsam mit ihren Geschichten sind und möglichst oft von ihnen Gebrauch machen, da sah er eine Weile ganz verklärt vor sich hin und dann schien sich allmählich ein Gedanke in ihm auszubilden. Er begann nach seiner Gewohnheit die Hände leise umeinander zu reiben, sah mich über die Brille hinweg an, wozu er unbeschreiblich ironisch lächelte und sagte mit einer gewissen vorfichtigen Schüchternheit: „Möchten Sie wohl heute einmal bei mir echt mecklenburgisch zu Abend essen?“

Ich muß gestehen, daß ich erschrak, wie man immer erschrickt, wenn etwas ganz Unerwartetes geschieht. Sollten diese üppigen mecklenburgischen Tage schlemmerische Gewohnheiten in ihm erzeugt haben? Doch das stimmte ja garnicht zu seiner sonstigen mehr als einfachen Lebensweise, zu seinem Frühstück, bestehend aus zwei trockenen Semmeln und einem Scheibchen Wurst und seinem Mittagstisch zu sechs Silbergrößen mit Schwarzbrot nach Belieben. Außerdem war es, so viel ich wußte, noch niemals vorgekommen, daß er jemand eingeladen hatte; er galt allgemein für sehr knauserig und wurde gern mit seinen ersparten Schätzen geneckt, was er übrigens durchaus nicht mochte. Doch zerstreute er meine Besorgnisse, indem er fortfuhr.

„Natürlich, so üppig geht es bei mir nicht her, so fett siedelt Lur nich',\*) nein, bei mir giebt es Pellkartoffeln mit Häring und Speckstipp, was für jeden Mecklenburger ein feines Gericht ist und wo auch andere Nationen was für über haben. Wollen Sie?“

Ich fühlte mich natürlich sehr geehrt und sagte selbstverständlich zu. In diesem Augenblicke sah der alte Gram nach der Uhr und bemerkte, daß es halb sieben war. Da er nun wegen dieser Einladung nicht wie gewöhnlich seine zehn bis fünfzehn Minuten nachsitzen konnte, so erwachte sein Gewissen heute ein wenig früher als sonst, er ülte unter den gewohnten Ausdrük-

\*) Mecklenburgische Redensart.

ken hoher Verwunderung über die Flüchtigkeit der Zeit in sein Zimmer und bald hörte ich an einem starken Schurren seiner Reißschiene und dem Klappern des Dreiecks, daß er mächtig an der Arbeit war.

Als ich um sieben Uhr kam, ihn abzuholen, hatte er sich bereits fertig gemacht und wir begaben uns gemeinschaftlich zu seiner Wohnung, die in der Gartenstraße gelegen war. Unterwegs machte er einige Einkäufe, erstand in einem Keller nach sorgfältiger Auswahl zwei silberblanke Häringe und holte sich aus einem Gemüseladen eine Handvoll Zwiebeln. Er zeigte sie mir und sagte: „Als ich das erste Mal in Berlin Zwiebeln kaufte, bekam ich nicht so viel. Ich war damals noch nicht lange hier und ging in den Keller und forderte etwas zaghaft für sechs Pfennige Zwiebeln. Die Frau sah eine Weile nachdenklich aus, dann nickte sie, weil sie wohl dahinter kam, was ich eigentlich wollte, und hatte unterdes auch festgestellt, daß ich nicht von hier wäre. Ich bekam zwei kleine Dingerchen, die kaum zu sehen waren. Im Lauf der Zeit bin ich nun dahinter gekommen, wie man Zwiebeln kaufen muß. Jetzt gehe ich kühn und zuversichtlich in den Keller und fordere mit starker Stimme: ‚For'n Sechser Bollen!‘ Sehen sie, dann giebt's so viele!“ Ich schloß er und schaute mit wahrhaft mephistophelischem Grinsen auf seine gefüllte Hand.

Er wohnte in der Gartenstraße in einem häßlichen Hause. Die schmutzige Treppe und der Geruch nach aufgewärmtem Kohl, der dort herrschte, erweckten keine großen Erwartungen, um desto größer war meine Überraschung, als ich in sein sauberes und freundliches Wohnzimmer trat, das zwar einfach aber nett und sehr reichlich mit Möbeln ausgestattet war. An den Fenstern standen schöne Blumen; es sah bei ihm so ordentlich und freundlich aus wie bei einer alten Jungfer. Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einem Kämmerchen und einer vollständig eingerichteten Küche, in die wir uns jetzt begaben. Meine Überraschung wuchs, denn ich hatte ihm nie mehr als das eine gewohnte unwirtliche Chambergarniezimmer zugetraut. Und in dieser Küche fehlte nichts, was in eine zwar einfach aber ordentlich eingerichtete Küche gehört. Das nötige Geschirr hing an den Wänden oder blinkte durch die Glasfenster des Küchenschrankes und alles war sauber und ordentlich gehalten.

Der alte Gram zog sich seinen Hausrock an und band eine mächtige Küchenschürze vor. Sodann machte er sehr geschickt Feuer auf dem Herde und ehe er begann die Kartoffeln zu waschen, von denen ein kleiner Vorrat vorhanden war, holte er ein weißgeschauertes Brett von der Wand, aus dem Küchenschrank ein Messer und aus der Speisekammer ein Stück Speck, legte alles auf den Küchentisch zu den Zwiebeln und fragte: „Würden Sie sich wohl getrauen, diesen Speck in viertelzöllige Würfel und diese Zwiebeln in feine Lößchen zu zerschneiden?“

„O natürlich,“ sagte ich sehr zuversichtlich, „ich koche selbst und mache mir fast jeden Abend meine Karbonade oder mein Beefsteak.“

„Ei, ei, sehr interessant,“ sagte er, „wie machen Sie denn das Beefsteak? Vielleicht kann man da noch etwas lernen. Es giebt verschiedene Methoden.“

„Zunächst,“ antwortete ich, „kaufe ich mir ein halbes Pfund Schabefleisch.“

„Üppig, üppig!“ meinte er, „anderhalb Viertel ist schon sehr reichlich.“



„Sodann lege ich dies Fleisch zu Hause auf ein Blatt weißes, starkes Papier und halte es gegen den Ofen“.

„Warum gegen den Ofen?“ fragte er höchst verwundert.

„Nun, auf dem Tische baugt es so, daß man es im ganzen Hause hören kann, denn nun nehme ich meinen Stiefelknecht und wamse das Fleisch so furchtbar durch, daß es nur noch in den Fugen zusammenhängt. Das schadet nichts, denn in der Pfanne zieht sich alles wieder zusammen.“

„Das stimmt,“ sagte er befriedigt, „aber was den Stiefelknecht betrifft — Stiefelknecht ist gut!“ Und er grinste vor Vergnügen wahrhaft teuflisch.

„Ich benutze ihn nur zu diesem Zwecke,“ sagte ich entschuldigend — „zum Stiefelausziehen habe ich einen anderen. Sodann salze ich das Fleisch und mache auf meinem Spiritus-schnellkocher in einer kleinen Weißblechpfanne wenig Butter braun, so braun, daß sie nicht im geringsten mehr schreit, sondern ganz mausstill ist. Denn das Beefsteak soll nicht schmoren, sondern braten, und so muß erst alles Wasser heraus aus der Butter. Dann bekommt nämlich das Fleisch einen so mordsmäßigen Schreck, wenn ich es nun plötzlich in das heiße Fett lege, daß es sich sofort mit einer Haut überzieht, die den Saft nicht auslaufen läßt.“

Der alte Gram nickte sehr wohlwollend zu der Fülle meiner Kenntnisse.

Ich aber fuhr fort: „Ist es nun auf der einen Seite gut, dann hebe ich es eine Weile heraus, bis die Butter zum zweitenmale still wird, und nun kommt die andere Seite dran. Ist auch diese gut, lege ich das Beefsteak auf einen Teller, und nun mache ich etwas mehr Butter braun als das erste Mal. Dahinein kommen die Zwiebeln, die ich schön braun brate. Diese Sauce muß so heiß werden, daß das Beefsteak schreit, wenn sie drüber gegossen wird. Dieses sieht dann, mit krausen Zwiebelstückchen bedeckt, schön dunkel, glänzend und appetitlich aus und nicht blaß und hellgrau, in ausgetretenem Saft schwimmend, wie Dilettanten es zurechtzuschmoren pflegen.“

„Alle Achtung,“ sagte der alte Gram und legte die Hand militärisch an seine Schläfe, „Sie dürfen heute Speckstipp machen.“

(Fortsetzung folgt).

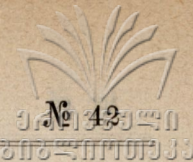
## Aus aller Welt.

Über die **Trauerfeier** für den am 12. (25.) März verstorbenen Professor der Chirurgie **Ernst von Bergmann** \*) entnehmen wir einem Spezial-Telegramm der St. Pet. Zeitung aus Berlin folgendes: Die imposante Trauerfeier für Ernst v. Bergmann vollzog sich bei herrlichem Frühlingswetter unter Teilnahme Tausender, von denen nur ein kleiner Bruchteil im Langenbeck-Hause selbst Platz fand, wo der Sarg aufgebahrt war, während die benachbarten Straßen von teilnehmenden Menschenmengen wimmelten. In der Nähe des lebhaftesten Teils der Friedrichstraße erhebt sich in der Ziegelstraße auf einem riesigen Terrain inmitten zahlreicher Universitätskliniken das Langenbeck-Haus als die berühmte Stätte Bergmannscher Tätigkeit. Hier war der historisch gegebene Mittelpunkt für die würdigste Totenfeier. Im großen Hörsaal, wo Bergmann jahrzehntelang gewirkt, erhob sich an Stelle des Katheders

\*) Siehe hierzu Bemerkung in Nr. 40. Den Lebenslauf und die wissenschaftl. Bedeutung Bergmanns besprechen wir in der nächsten Nummer.

Die Redaktion.

heute der Katschalk, welcher den hellen Eichenfarg mit den sterblichen Resten des großen Toten trug. Rings von den Wänden schauern ernst und still Gemälde berühmtester Chirurgen und Kliniker, welche im Laufe des letzten Jahrhunderts in Berlin tätig waren, alle namhaften Vorgänger Bergmanns, u. a. auch Langenbeck, dem zu Ehren dies Haus gestiftet ist, wo die Deutsche Chirurgische Gesellschaft beheimatet ist. Unzählige herrliche Blumenspenden vom Inlande und Auslande bildeten einen wunderbaren duftigen Blütenhügel, in dem der Sarkophag fast ganz versank, so daß knapp die obere Platte sichtbar war, auf welcher der Helm, der Degen und einige Ordenszeichen des Verstorbenen seinen hohen Rang als Generalarzt der Armee andeuteten. Schwarze Teppiche an den Wänden und auf dem Fußboden, umflorte Ampeln, wehende schwarze Schleier vermochten nicht eine überwältigend düstere Stimmung in diesem hohen Raum zu erzeugen. Denn durch die mächtige Oberlichtdecke des großen Saales sandte die Frühlingssonne solche Ströme goldig heiteren Lichtes, daß alles in warme Helligkeit getaucht war. Und mit dieser belebenden Wärme stimmte auch der Grundton aller Gedächtnisreden überein: Dieser Verstorbene vor uns ist nicht tot, er lebt in seinen Werken weiter. Alles, was Berlin an gelehrten Charakterköpfen besitzt, war heut zu Füßen des Sarges versammelt, ebenso zahlreiche Abgesandte und wissenschaftliche Sterne auswärtiger Hochschulen. Dazu eine Fülle höchster staatlicher Würdenträger in blizenden Uniformen, Minister, Generale, Parlamentarier Gemeinderäte. Als Vertreter des Kaisers nahm unmittelbar vor dem Fußende des Sarges auf goldenem Sessel der deutsche Kronprinz Platz, welcher einen fast mannshohen Kranz weißer Rosen mit einer Widmung niederlegte, nachdem er der Witwe Bergmanns ritterlich die Hand geküßt. Dann begann der einleitende Gesang des Domchors „Selig sind die Toten, die im Herrn ruhen,“ und Pfarrer Krüger aus Potsdam, ein baltischer Landsmann des Verstorbenen, entwarf ein interessantes Charakterbild aus persönlicher Kenntnis. Der Redner führte aus: „Aus geistlichem Hause stammend, war Bergmann bei aller heiteren Lebenslust voll echter Religiosität, sein Wahrspruch lautete: „Mit dem Glauben an sich selbst ist nichts getan, ich fühle mich von höherer Hand gezogen und geleitet!“ Seinem Sohne prägte er die väterliche Lehre ein: „Das Leben ist nicht da, bloß zum eigenen Glück, sondern zum Wohle anderer zu wirken.“ Mit unerschütterlicher Liebe hing Bergmann an seiner alten baltischen Heimat, seinem teuren deutschen Livland. Einer seiner ausgeprägtesten Charakterzüge war die Pietät für die Vorfahren, deshalb auch sein Lieblingszitat aus Goethe: „Wer seiner Väter gern gedenkt, lebe so, daß er an deren schöne Reihe sich würdig anschließt.“ Krüger erzählte u. a. wie Bergmann im vorigen Jahre bei der Beratung des Schulgesetzes als Herrenhausmitglied mit allen Fasern für die Beibehaltung des Religionsunterrichts in der Volksschule war. „Denn“, so sagte er, „Religion ist das Beste, was wir aus der Jugendzeit ins Leben mitnehmen, auch wenn wir später als Männer darüber schwere innere Konflikte durchmachen müssen.“ Als es in Wiesbaden zum Sterben mit ihm ging, sagte er vor der ersten Operation mit stiller Fassung: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen die Hilfe kommt.“ Und als die zweite tödliche Operation begann, flüsterte er noch: „In Gottes Hände befehle ich meinen Weg, meinen Leib und Geist.“ Tief ergriffen folgte die Versammlung der ausgezeichneten Rede des



Geistlichen. Hierauf überreichte der Münchener Professor Ange-  
rer, der älteste Assistent Bergmanns, im Namen des bayrischen  
Prinzregenten einen prachtvollen Kranz, dem Manne zum Ge-  
dächtnis, dessen ganzes Leben dem Heil der leidenden Mensch-  
heit gewidmet war. — Der Vorsitzende der Chirurgischen Deut-  
schen Gesellschaft, Professor Niedel aus Jena, schilderte die Tä-  
tigkeit Bergmanns als Arzt und Forscher, seine bahnbrechenden  
Arbeiten über Gehirneirurgie und Behandlung von Schusswun-  
den im Kriege. Professor Bramann aus Halle sprach im Na-  
men der alten Schüler und Assistenten und teilte mit, wie  
Bergmann bis zuletzt täglich sechzehn bis achtzehn Stunden Ar-  
beitszeit hatte und selbst im kargen Rest seiner Ruhestunden noch  
jeden Augenblick zu ärztlicher Hilfe willig war. — Der bekann-  
te Berliner Kliniker Professor Krauß feierte den prachtvollen  
Charaktermenschen Bergmann, auf welchen Goethes Wort zu-  
traf: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit.“  
Nach kurzen Reden des Vertreters der Stadt Berlin und der  
Universität Würzburg, wo Bergmann vier Jahre dozierte, voll-  
zog der Prediger die Einsegnung, und unter wunderbar stim-  
mungsvollem Chorgesang: „Wenn ich einmal soll scheiden“, tru-  
gen frühere Schüler Bergmanns den Sarg hinaus zur Ueber-  
führung nach der Familiengruft in Potsdam. Ein langer Zug  
studentischer Abordnungen mit umflorten Bannern folgte zum  
Bahnhof.

## Stimmen aus dem Publikum.

### An alle landlosen und landarmen Kolonisten.

(Zuschrift.)

Schon mancherlei wurde in unseren deutschen Zeitungen  
geschrieben und vorgeschlagen betreffs Versorgung unserer land-  
losen und landarmen Kolonisten mit Land doch noch lange  
nicht genug. Vor allem aber muß betont werden, daß die Land-  
bedürftigen bis jetzt für sich selbst noch viel zu wenig, ja fast  
gar nichts zur Erwerbung eines Stückchen Landes getan haben.  
Hauptsächlich ist es Sibirien, das man als Landversorgungs-  
quelle im Auge hat; doch in letzter Zeit hat man seine Aufmerk-  
samkeit in starkem Maße auch den Ostseeprovinzen, na-  
mentlich Liv- und Kurland zugewandt. Zwar bekommt  
man das Land dort nicht umsonst, doch sehr billig und unter  
außerordentlich günstigen Bedingungen — Ich bin weit davon  
entfernt, gegen Sibirien und die Ostseeprovinzen Stimmung zu ma-  
chen, doch muß ich bemerken, daß letztere zwei wesentliche Vor-  
züge besitzen: 1) die Wohnhäuser sind da und das Land ist be-  
reits bearbeitet. Städte, Bahnen, Handel, Wege, Schule ect.  
sind da, während in Sibirien solches alles erst geschaffen wer-  
den muß, und 2) sind die Ostseeprovinzen nicht so weit entfernt  
(von Odessa aus mit der Bahn in 24 Stunden zu erreichen).

Die Kaufbedingungen sind für jetzt laut, mündlicher und  
schriftlicher Angabe der Gutsbesitzer, folgende: Für ein Stück  
Land von etwa 50 Dessj. mit Wohnhaus, Stallungen, Keller,  
Scheune, Brunnen, Badstube usw. hat man 5000 Rub. zu zah-  
len, d. h. etwa 100 Rbl. für die Dessj. und zwar bei Abschluß  
des Kaufbrieves 20 Rbl. pro Dessj. oder 1000 Rbl. pro Wirt-  
schaft, 40 Rbl. zu 5% im Laufe von 24 Jahren und 40 in  
36 Jahren, ohne Zinsen, so daß man jährlich von der Dessjät-  
ine so viel zahlen muß, wieviel in Bessarabien  $\frac{1}{2}$  des Pacht-  
zins ausmacht. Doch auch hier gilt das Sprichwort: „Erst  
wäg's, dann wag's!“ — „Erst messen und dann

schneiden!“ Freilich, mancher würde es gerne erwägen und  
auch wagen, doch nicht jeder hat die Möglichkeit jetzt, zur Saat-  
zeit, die dort von Mitte April bis Mai währt an Ort und  
Stelle zu reisen, solches muß aber geschehen. Nun, bei mir  
steht der Entschluß fest: Am 23. April trete ich eine mehrwö-  
chentliche Reise nach den Ostseeprovinzen an, um alle für den  
südrussischen Kolonisten in Betracht kommenden Fragen genau  
zu studieren und meinen Auftraggebern auf alles durch einen in  
deutscher Sprache zu druckenden Bericht die genaueste Auskunft  
zu geben. Taugt die Gegend für uns, so ziehe ich selbst dahin;  
ist solches nicht der Fall, so bleiben wir fein da, wo wir sind!  
Vielleicht ist es doch möglich, daß sich der eine oder andere ein  
kleines oder größeres Eigentum erwerben kann und so einen  
Herzenswunsch, den er jahrelang gehegt, erfüllt sieht. — Daher  
ersuche ich die geehrten Leser der „Kaukasischen Post“,  
besonders aber die Herren Gemeindeglieder, alle diejenigen,  
von denen man annehmen kann, daß sie Land kaufen möchten  
und können, zu veranlassen, mir so schnell als möglich, nebst  
einigen Postmarken, ihre genaue Adresse einzusenden, mit An-  
gabe: 1) Aus wie viel Personen die Familie besteht; 2) wie  
viel Land sie wünscht; 3) über welche Summe Geldes sie zum  
Herbste verfügen wird und 4) welcher Konfession sie angehört?  
Bemerkt sei noch, daß auch zwei Familien eine Wirtschaft kau-  
fen können und daß es auch Land ohne Gebäude gibt. — Meine  
Adresse ist: Гор. Аккерманъ, Бессараб. губ. Фрид. Иван.  
Штромайеръ, земск. управа. — — — — —

Tiflis, d. 21. März 1907. Wie Ihren geneigten Lesern  
zum Teil noch erinnerlich sein wird, kam die Friedhoffrage  
der evang.-luth. Petri-Pauli-Gemeinde zu Tif-  
lis im verfloffenen Frühling nach langen Jahren wieder einmal  
in einigen Gemeindeversammlungen zur Sprache. Infolge eines  
Berichts, welchen die in dieser Angelegenheit von der Gemeinde  
gewählte Kommission erstattete, wurde unsere löbliche Kirchen-  
verwaltung veranlaßt, in der hiesigen Stadtverwaltung mit dem  
Gesuch um ein Grundstück zur Anlage eines neuen Friedhofes  
einzutreten. Diese bewilligte dieses, indem sie eben die Land-  
parzelle in Naphthlug anwies, um welche eine Eingabe gemacht  
worden war, was aber nur wenigen in der Gemeinde bekannt  
sein mag. Da nun die Gemeinde über diese Angelegenheit voll-  
ständig schwieg, so wählte unsere Kirchenverwaltung die Sache  
als eingeschlummert und sandte vor einigen Wochen an die  
Stadtverwaltung ein offizielles Schreiben, worin die Gemeinde  
dem ihr angewiesenen Lande freiwillig entsagt, indem sie es für  
besser findet zu warten, bis die Friedhöfe aller Nationen nach  
Naphthlug verlegt sein werden, wie solches die Stadtverwaltung  
seit dem Jahre 1871 plant, das heißt seit 36 Jahren! Wenn  
wir richtig erwägen, so können sehr wahrscheinlich noch einmal  
36 Jahre vergehen, bis dieses Projekt verwirklicht wird. Die  
übrigen Kirchengemeinschaften haben sich in dieser Beziehung als  
vorsorglicher erwiesen als wir Lutheraner. Doch was würde nicht  
alles im Laufe dieser langen Zeit auf unserem gegenwärtigen  
Friedhofe vor sich gehen? — Wenn die Erde frischer Gräber  
abgetreten und etwas Gras darüber gewachsen ist, so verkauft  
unsere Friedhofsverwaltung ganz ruhig dieses Land als vollstän-  
dig frei zu Erbbegräbnissen. Woher das möglich ist? Es exi-  
stiert nämlich kein Buch oder Verzeichnis, worin die Beerdigun-  
gen vermerkt würden. Nicht einmal in der Natur wird die  
Stelle, wo jemand beerdigt liegt, irgendwie gekennzeichnet. Ein



Jahr ist bald verfloßen und zur Durchführung der seinerzeit gefaßten Beschlüsse ist noch nicht einmal der erste Schritt getan. Doch wir haben es ja bei Beerdigungen so bequem, wir brauchen nicht weit zu gehen und die ganze Leichenbestattung ist samt Gottesdienst in höchstens 1½ bis 2 Stunden abgemacht! Solche Bequemlichkeit finden wir nicht wieder, und das ist der Grund, weshalb mit solch einer Zähigkeit an dem Alten festgehalten wird, und weshalb auch alle nur denkbaren Gründe angeführt werden, um nicht aus der bisherigen Gewohnheit aufgerüttelt zu werden. — Doch nun möchte ich die Frage stellen, ist der Kirchenrat überhaupt berechtigt, solch einen Schritt zu tun ohne Einwilligung der Gemeinde? Doch wohl nicht. Es wäre Pflicht gewesen, ehe er die offizielle Entsagungsschrift an die Stadtverwaltung sandte, die Gemeinde einzuberufen, ihr den ganzen gegenwärtigen Stand unseres Friedhofs klar zu legen und das Gegen oder Für sie selbst entscheiden zu lassen. Wohl manches Mitglied in der Gemeinde wird sich gegen einen weiter belegenen Friedhof sträuben, doch schon heute oder morgen kann ein obrigkeitlicher Befehl ergehen, in dem es heißen wird, daß Beerdigungen auf überfüllten Friedhöfen mitten in der Stadt nicht mehr geduldet werden könnten. Mit Sicherheit können wir aber darauf rechnen, daß bei Ausbruch einer Epidemie, wenn auch nur in geringem Grade, unser Friedhof von der Behörde sofort geschlossen werden wird.

Ein Mitglied der Gemeinde.

**Nachschrift der Redaktion.** Nach den von uns an maßgebender Stelle eingezogenen Erkundigungen erweist es sich, daß tatsächlich am 24. Juli 1906 in einer Gemeindeversammlung beschlossen worden war, bei der Stadtverwaltung um Anweisung eines Grundstücks in Naphtlug zur Anlage eines neuen Friedhofs einzukommen. Am 17. Dezember desselben Jahres wurde darauf in einer weiteren Gemeindeversammlung bekannt gemacht, daß Aussicht dafür vorhanden sei, das erbetene Grundstück zu bekommen. Da sich aber herausstellte, daß dieser Platz erst dann als Kirchhof verwandt werden könnte, wenn eine Straße dorthin durchgelegt und außerdem ringsum eine Mauer aufgeführt sein würde, letzteres deshalb, weil sonst nicht nur wilde Tiere die Gräber aufwühlen, sondern auch böse Menschen sie leicht schänden könnten, und zudem der neuangelegte Friedhof seiner Entlegenheit wegen von den Angehörigen der Verstorbenen ohne Gefahr kaum würde aufgesucht werden können, von dem Schmutz an regnerischen Tagen schon ganz zu geschweigen, während der von der Stadtverwaltung geplante allgemeine Gottesacker 1) weil an der Linie der projektierten elektrischen Bahn nach Naphtlug belegen, bequem zu erreichen sein würde; 2) da er eine gemeinschaftliche Umfriedung erhalte, unserer Gemeinde auch billiger zu stehen kommen und 3) dementsprechend mehr Annehmlichkeiten bieten würde, bestimmte der Kirchenrat in einer am 24. Februar d. J. abgehaltenen Sitzung, „bei der Uprawa eine Absage von dem erbetenen Platze einzureichen und zugleich um Anschluß an den in Aussicht genommenen allgemeinen Friedhof zu bitten.“ Diese vom Kirchenrat projektierte Absage wird selbstverständlich der nächsten Gemeindeversammlung zur Begutachtung vorgelegt werden. Eine Erledigung, etwa durch entsprechende schriftliche Eingabe des Kirchenrats beim Stadtamt, hat die Angelegenheit bisher nicht gefunden. Daß aber die Gemeindeversammlung bisher nicht einberufen worden ist, hat seinen guten Grund: es ist eben nicht angebracht, die Gemeinde immerwährend zusammenzurufen; man

wartet, bis mehrere Sachen zur Beratung vorliegen, und erledigt sie dann alle in einer einzigen Versammlung. — Ein Buch oder Register betreffs Bestattungen auf unserem Friedhof wird nicht geführt. Nichts destoweniger soll bisher kein einziger Fall von Entweihung der vorhandenen Gräber vorgekommen sein. Jedes neue Grab hat die erforderliche Tiefe; daß dabei ein Sarg auf den anderen hätte gestellt werden können, sei ganz ausgeschlossen; das bezeugt auch der Herr Pastor, welcher andernfalls die tieferliegenden Särge zuerst gesehen haben müßte. Überhaupt — bevor ein frisches Grab ausgegraben wird, sucht man auf verschiedene Weise festzustellen, ob man nicht ein früheres Grab anrühre. Wollten nur die Angehörigen ihren Gräbern mehr Sorgfalt zuwenden, so könnte nicht einmal von einer Gefahr der Gräberschändung die Rede sein. Der Kirchhof könne auch noch gar nicht überfüllt sein, so äußerte man uns gegenüber, da er seinerzeit durch Zuschütten des Kanals, welcher quer durch ihn hinzog, an Rauminhalt bedeutend gewonnen hat. Dann habe man in älterer Zeit daran festgehalten, den Platz in der Richtung von oben nach unten allmählich einzunehmen, indem man die Gräber Reihe für Reihe anlegte. Wenn seit dem ersten Jahrzehnt der Bestattungen, etwa 1818—1828, mehr als 80 Jahre ins Land gegangen sind, so begreift doch jedermann, daß von diesen Gräbern nichts mehr nachgeblieben sein kann. Wenn man jetzt hier neue Gräber anlegen wollte, so läge darin kein Mißbrauch. Bekanntlich werden im Ausland Gräber nur 25—30 Jahre hindurch als solche geschützt; dann gelten die einst erworbenen Rechte auf sie als erloschen, sofern es nicht Erbbegräbnisse sind, und es können an deren Stelle ruhig neue Gräber angelegt werden. Sollten denn die Tifliser Deutschen in dieser Hinsicht pröder sein als die Herren im Westen? — Bei derselben Gelegenheit sei die Gemeinde darauf aufmerksam gemacht, daß die Beschlüsse des Kirchenrats und Ausführungen derselben beim General-Konjistorium in St. Petersburg beklagt werden können. Vor der öffentlichen Meinung hat der Kirchenrat, als Behörde, keine Veranlassung sich zu verteidigen, weshalb der „Einsender“ eine offizielle Beantwortung seiner Angriffe auch nicht zu erwarten hat. Wir fügen hinzu, daß wir dem Eingekommenen nicht um seiner selbst, sondern lediglich um der Zurechtstellung willen, Raum gewährt haben, zumal uns bekannt ist, daß auch andere Mitglieder unserer Gemeinde ähnliche Zweifel in Sachen des Kirchhofs hegen, wie der „Einsender“.

#### Kirchliche Nachrichten: Tiflis.

**Aufgeboren** zum 2. Mal: Ferdinand Wenzel Kragl und Olga Emilie Dagmar Franz.

**Getauft:** Berta Rosineler.

**Gestorben:** Frau Anna Seiz, geb. Nischholz im 74-ten Jahre, Karl Kriechanowsky, 4 Jahre alt. Eduard Schulz im 49-ten Lebensjahre. Alexander Frese im 50-ten Lebensjahre.

#### Lustige Geste.

In der Sommerfrische. Gast: „Aber, Frau Wirtin, was machen Sie denn? Sie wünschen ja die Teller mit dem Taschentuch ab.“

Wirtin: „Soll macht nix. 's ischt koin sauberes.“

Zu ängstlich. Alte Schachtel (die noch im letzten Moment einen Gatten erwischt hat, auf der Hochzeitsreise im Tunnel): „Am Gotteswillen, Karl... du bist doch noch da?“

Erster Gedanke. „Am Gotteswillen, Mann, unser Junge hat ein Zehnmarkstück verschluckt — eben ist die Nachbarin mit zum Arzt!“ — „Du, ist die Person auch ehrlich?“

Verantwortlicher Redakteur

und Herausgeber: Kurt von Kutzschenbach.

Shirardower Niederlage

**DONNER & LEITZ**

TIFLIS, Dworzowaja,

empfiehlt zu den bevorstehenden Osterfeiertagen

in grosser Auswahl:

Weisse und bunte Leinen und Baumwollstoffe,

Geblichte und bunte Tischwäsche,

Laken in Stücken und Dutzenden,

**Handtücher und Tachentücher,**

Allerhand Schürzen-, Hemden- und Kleiderstoffe,

**Herren und Damenwäsche,**

STRÜMPFE, SOCKEN, LEIBEL und UNTERHOSEN,

Piqué-Bettdecken, Plüsch-Tischdecken,

Gardinen, Portieren und Möbelstoffe.

Kataloge und Muster auf Wunsch frei zugesandt.

5-2

Gesellschaft der Parfümerie-Fabrik  
von PROVISOIR  
**A. M. OSTROUMOW**  
MOSKAU  
SEIFE gegen  
**SCHUPPEN**  
und  
AUSFALL DER HAARE.  
Ueberall zu haben.  
GRAND-PRIX Bruxelles 1905.

7844 10-4

**SAND IST GOLD**

wenn er, vermischt mit Zement

zu Dach- oder Mauerziegel verarbeitet wird.

Antwort erteilt

Ф. Штрамайеръ, Аякерманъ, Бессаб. губ. 00-1



gegründet 1872.

**Samen-Depot LARCHÉ Tiflis.**Gemüse, Blumen  
und Gras-Sämereien.

Michail-Pr. Nr. 6. KATALOGE GRATIS.

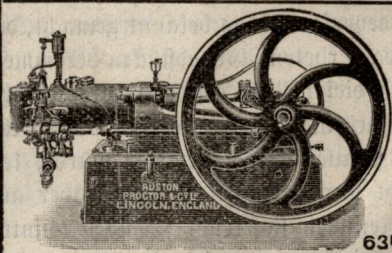
**M. KALWEIT**

TIFLIS, im Stadthause.

hält auf Lager:

hauswirtschaftliche und Küchengeräte,  
Schläuche zu Saug- und Druckpumpen,

sowie

**gusseiserne Kochherde.****STUCKEN & K<sup>o</sup>****Baku****Grosses Lager von**

Petroleum-Motoren „RUSTON“,

Dampfmaschinen &amp; Dampfkesseln,

Bewässerungspumpen,

Baumwoll-Reinigungs Maschinen,

Ölpresen,

Mühlen und

Reis-Reinigungs-Maschinen „Engelberg“.

52-12